
Der
papierne
Feind
KG
Die Weltpresse
als Schürer des
Deutschenhasses
Von Moritz Loeb

Der papierne Feind

Die Weltpresse als Schürer des Deutschenhasses

Von

Moritz Loeb

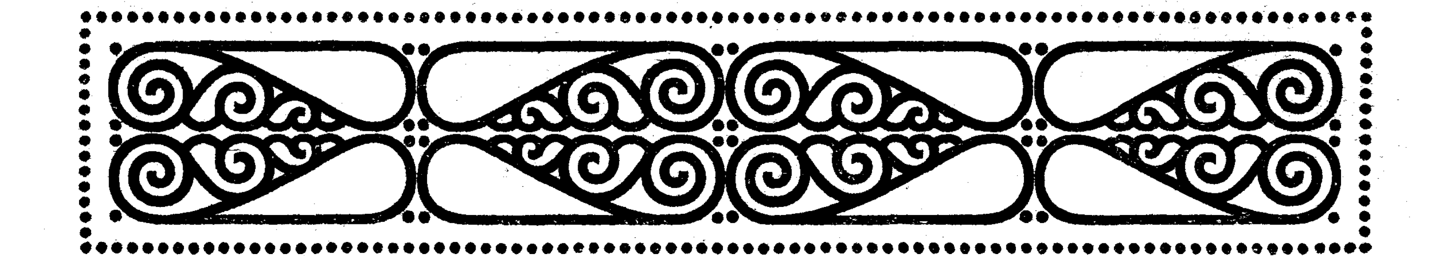


Augsburg 1918
Haas & Grabherr, Verlag

By

Umschlagzeichnung von Karl Sigrist

Druck des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg.



Vorwort

In der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888, in der der eiserne Kanzler das Wort sprach: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt," verbreitete sich Fürst Bismarck auch über die feindselige Haltung, die in jener kritischen Zeit von der Presse des späteren Zweibundes Deutschland gegenüber angenommen wurde. „In Frankreich", so sagte der Reichskanzler, „ist die Presse eine Macht, die auf die Entschließungen der Regierung einwirkt; in Rußland ist sie das nicht und kann das nicht sein; in beiden Fällen aber ist die Presse für mich Druckerschwärze auf Papier, gegen die wir keinen Krieg führen." Allzulange hat man bei uns an diesem Bismarckschen Standpunkt festgehalten, und man hat übersehen, daß die ausländische Presse in den letzten Jahrzehnten immer mehr zu einem überaus wirksamen Instrument der internationalen Diplomatie geworden ist, dessen sich diese auf die verschiedenste Weise zu bedienen verstand. Während wir immer nur mit Andacht und Aufmerksamkeit auf jene Organe lauschten, die als offiziöses Mundstück ihrer Regierung bekannt und abgestempelt waren, legten wir den Stimmen der sog. „unabhängigen" Presse des Auslandes kein Gewicht bei und übersahen völlig,

daß diese Blätter an keineswegs immer ganz unsichtbaren Fäden nach jener Richtung geleitet wurden, in die mächtige und einflußreiche Kräfte durch stete Beeinflussung die öffentliche Meinung des Landes zu lenken bestrebt waren.

Es hieße, den Ausführungen und Gedankengängen des Buches vorgreifen, würde an dieser Stelle auf die vielerlei Mittel und Wege eingegangen werden, die schließlich zu dem erstrebten Ziele geführt haben. Mit Schrecken hat Deutschland bei Ausbruch des Krieges erkannt, daß die gegnerische Diplomatie den Endzweck, den sie durch die ihr ergebene Presse zu erreichen dachte, nicht vergeblich verfolgt hatte. Zugleich mit dem Krieg der männermordenden Waffen brach ein in diesem Umfang von uns nicht einmal geahnter papierner Feldzug gegen Deutschland und seine Verbündeten aus, und noch bevor die ersten Granaten aus dem Rohr flogen, befanden wir uns bereits im Trommelfeuer der Lettern, gegen das wir, ahnungslos und ungerüstet, völlig machtlos waren. Von Anfang an waren wir von dieser Offensive der Druckerschwärze in die Verteidigung gedrängt worden, und alle Versuche, unsererseits selbst zum Angriff vorzugehen, blieben Versuche mit untauglichen Mitteln. Es besteht gar kein Zweifel daran, daß unsere Gegner es mit außerordentlichem Geschick verstanden haben, mit Hilfe der Presse den weitaus größten Teil der gesamten Kulturwelt auf ihre Seite zu bringen, immer neue Bundesgenossen zu werben und dadurch den Krieg außerordentlich in die Länge zu ziehen, in der, dank der Genialität unserer Führung, der unüberwindlichen Tapferkeit der Kämpfer und der seelischen Stärke des Volkes daheim, glücklicherweise vergeblichen Hoffnung, die mit den Waffen unbesiegbaren Mittelmächte durch die Dauer des Krieges zu überwinden.

Worauf fußt nun die Macht, die sich die feindlichen Regierungen über fast die gesamte Weltpresse gesichert haben?

Sie beruht auf der ungemein geschickten Einschätzung und Ausnutzung der verschiedenen nationalen Stimmungen und Strömungen, auf genauester Kenntnis der Volksseele, der politischen Ambitionen der einzelnen Länder wie ihrer ökonomischen Zustände; sie beruht schließlich auf der genauen Vertrautheit mit den publizistischen Verhältnissen in den verschiedenen Staaten, die je nach der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Nationen gänzlich verschieden von einander sind. Unsere Gegner haben begriffen, daß die Presse stets der Exponent aller derjenigen Triebkräfte ist, die den Gang des politischen, ökonomischen und kulturellen Lebens ihres Landes bestimmen, und sie haben sich die Dienste dieser Kräfte und ihrer Wortführer gesichert, um das, was man die öffentliche Meinung nennt, in ihrem Sinne beeinflussen zu können. Wir wissen heute, daß ihnen ihre Absicht restlos gelungen ist.

Wenn in diesem Buche an einer größeren Anzahl von Zeitungen aus feindlichen und auch aus neutralen Ländern diese Wirksamkeit unserer Gegner unter gleichzeitiger Darlegung des Werdeganges und der Geschichte der Blätter gezeigt wird, so geschieht das, um im einzelnen die Ursachen der Deutschfeindlichkeit fast der gesamten Weltpresse aufzudecken und klarzulegen, wenngleich nicht alle Blätter, die man der sog. Weltpresse, den Zeitungen von internationaler Bedeutung, zurechnen kann, behandelt sind. Es kam hier aber weniger darauf an, zahlenmäßige Vollständigkeit zu erstreben, für die sich ohnehin nur schwer die Grenzen ziehen lassen, als die bedeutendsten und charakteristischsten Organe der Presse unserer Gegner als Beispiel und Beweis für die These anzuführen, die im Titel des Buches ausgesprochen ist: daß der heute wie eine Seuche allenthalben herrschende Deutschenhaß von der Weltpresse zielbewußt geschürt und verbreitet worden ist.

Obgleich ich in der Schilderung des Entwicklungsganges der einzelnen Blätter nicht genügend beglaubigte Angaben grundsätzlich vermieden habe, so ist es doch bei der zum Teil sehr weit zurückreichenden Geschichte mancher Organe nicht immer möglich gewesen, jede Einzelheit auf Ziffer und Buchstaben genau nachzuprüfen. Diese an sich wünschenswerte Gründlichkeit macht schon der Krieg mit seiner Unterbindung unmittelbaren Nachrichtenaustauschs zwischen den feindlichen Ländern unmöglich. Für die Mitteilung etwaiger Ungenauigkeiten unter Beifügung oder Anführung authentischer Quellen wäre ich, namentlich im Hinblick auf die Möglichkeit der Richtigstellung in späteren Auflagen, dankbar.

Einige feindliche Zeitungen sind bereits in meinem (vor drei Jahren im gleichen Verlage erschienenen) Buche „Eduards unselige Erben" behandelt. Obwohl auch diese Kapitel hier neu bearbeitet sind, und wenngleich ich mich bemüht habe, der Darstellung eine andere Form zu geben, so hat es sich an einzelnen Stellen doch nicht ganz vermeiden lassen, daß ich die gleichen Worte wie früher gebraucht habe. Das zu erwähnen möchte ich nicht unterlassen.

Berlin SW. 11, im April 1918.

Moritz Loeb.

Inhalt

„Le Temps."

In seinem umfassenden Geschichtswerk über das zeitgenössische Frankreich hat Gabriel Hanotaux, Mitglied der Académie Française und ehemaliger Minister des Aeußern, auch der französischen Presse, ihrer Art und ihrer soziologischen Bedeutung ein Kapitel gewidmet. „Die Presse", so führt Hanotaux aus, „ist die Zunge, von der Aesop sagt, sie sei das Beste und das Schlechteste. Die Presse ist ein Trommler: wenn sie das Gefühl, das im Volke schlummert, ausdrückt, so sammelt sie die Menge um sich und entfacht den Enthusiasmus; aber wenn sie sich irrt, dann fällt das leere Geräusch in Nichts zusammen, dann ist die Trommel geplatzt. Die Presse ist nicht die öffentliche Meinung: sie ist deren Echo, häufig entstellt oder gewaltig vergrößert."

Diese Charakteristik der französischen Presse ist unstreitig geistreich, schon weil sie treffend ist, ohne deutlich, aufrichtig, ohne verletzend zu sein. Denn in Wahrheit hat der französische Historiker damit der Presse seines Landes alles andere denn ein rühmendes Zeugnis ausgestellt. Der scharfsinnige Geschichtschreiber weiß sehr wohl, daß die Presse in Frankreich nicht die öffentliche Meinung darstellt. So nennt er sie deren Echo, weil er sie nicht ihre Führerin nennen kann, und er sagt von ihr, daß sie den Enthusiasmus der Menge entfache, die sie mit lautem Trommelwirbel um sich schart. Doch Hanotaux hütet sich, zu sagen, daß sie auch die bösen Instinkte der Menge anstachelt. Daß von ihrer Zunge nur das Schlechteste strömt, hat man seit dem Ausbruch des Weltkrieges erfahren, hat es erst mit Befremden und Entrüstung, schließlich mit mitleidiger Gleichgültigkeit hingenommen. Ja, der Akademiker Hanotaux rührt nun — im „Figaro" — selbst die Trommel, und der unsterbliche Träger des grünen palmen-

gestickten Fracks hält es nicht unter seiner Würde, mit Einsetzung seines berühmten Namens selbst nach Kräften die Masseninstinkte aufzuwühlen.

Gibt es heute im schreibenden Frankreich überhaupt noch Federn, die anderes tun? Der Ausnahmen sind zu wenige, als daß sie überhaupt ins Gewicht fallen. Die wenigen besonneneren Elemente unter den französischen Publizisten werden überdies von der Zensur mundtot gemacht; sie finden wohl auch kein Papier, auf dem sie im Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ihrer abweichenden Meinung Ausdruck geben könnten. Denn die französische Presse hat sich mit fast lückenloser Einhelligkeit in den Dienst des Deutschenhasses und der Völkerverhetzung gestellt. Dergleichen braucht nicht wunderzunehmen bei Blättern vom Schlage des „Matin" oder des „Echo de Paris"; daß aber selbst die ernsthaftesten und gediegensten Organe der französischen Presse von der allgemeinen Verrohung und Kriegshysterie ergriffen sind, daß sogar der „Temps", Frankreichs führendes Blatt, sich nicht scheut, seinem Deutschenhaß nach Art der Hetzpresse hemmungslos die Zügel schießen zu lassen und ebenso törichte wie böswillige Entstellungen der Wahrheit in seinen Spalten zu dulden, sofern sie nur geeignet sind, den Feind herabzuwürdigen, das ist wahrlich ein bedeutsames Zeichen für den Niedergang der französischen Gesittung und für den Geist, von dem heute das Land der großen Revolution erfüllt ist. Nur ganz vereinzelt haben sich in der französischen Presse Stimmen gegen diese, jedem publizistischen Anstand hohnsprechende Tonart erhoben, so das alte und akademisch-würdevolle „Journal des Débats", dessen Gründung auf das Jahr 1789 zurückgeht, und die in Limoges erscheinende sozialistische Zeitung „Le Populaire du Centre", die, nebenbei bemerkt, schon wiederholt von der Zensur unterdrückt worden ist, und die es beklagenswert fand, wie sehr die französische Presse durch verleumderische Beleidigung und Herabwürdigung des Feindes zu der erschreckenden Vergiftung des öffentlichen Geistes in Frankreich beigetragen habe.

Doch solche Mahnungen verhallen heute in Frankreich ungehört. Der stets bösartig gewesene, nur im Frieden

durch äußerlich gute Manieren einigermaßen gebändigte Deutschenhaß kann sich unter der Herrschaft des Krieges schrankenlos entfalten. Seine Betätigung gilt als patriotisch, und es ist nur begreiflich, daß selbst ein Blatt wie der „Temps“ jetzt aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Es kann uns im übrigen gleichgültig lassen, ob sein Ton etwas mehr oder weniger rüde ist; an seiner wahren Gesinnung Deutschland gegenüber hat ohnehin niemals ein Zweifel bestanden. Der „Temps“ war schon deutschfeindlich, als die meisten der weitverbreiteten hetzerischen Sousblätter noch gar nicht bestanden; von dem Elsässer Nefftzer im Jahre 1861 gegründet, hat er seit dem Deutsch-Französischen Kriege unentwegt seinem Haß gegen Deutschland Ausdruck in Formen verliehen, die um so gefährlicher waren, als sie niemals gegen den guten Ton verstießen und scheinbar streng sachlichen Beweggründen entsprangen. Es kam noch hinzu, daß der „Temps“ in den ausländischen Redaktionen stets das gelesenste Pariser Blatt gewesen ist, und daß infolgedessen jede gegen Deutschland gerichtete, unter dem Deckmantel der Rechtlichkeit, Gründlichkeit und Sachlichkeit vorgebrachte Gehässigkeit einen internationalen Resonanzboden hatte. Alle, auch die aufrichtigsten, von deutscher Seite unternommenen Bestrebungen, zwischen den beiden feindlichen Völkern eine Aera der Versöhnung anzubahnen, scheiterten an dem Verhalten des „Temps“, der für solche Versuche nur kalte Abweisung hatte.

Dieses Verhalten mußte notgedrungen auf die übrige gemäßigt republikanische französische Presse seine Einwirkung ausüben; denn der „Temps“ ist seit jeher vorbildlich für sie gewesen, nach ihm richtete man sich, und man lauschte auf den Ton, den er angab. Nicht nur, weil er stets, oder doch fast stets, die Meinung der Regierung vertrat; auch mit Rücksicht auf das journalistische Uebergewicht, das die Zeitung sich durch ihre Ernsthaftigkeit, ihre Gründlichkeit und sachliche Mäßigung erworben hatte. Als August Nefftzer das Blatt gründete, schwebte ihm die Schöpfung eines Organs in der Art der Londoner „Times“ vor. Er wählte auch den gleichen Namen und das große Format; er bemühte sich, ein Nachrichtenblatt großen Stils

1*

aus der neuen Zeitung zu machen. Und wenn der „Temps“ auch den „Times“ nicht gleicht, nie geglichen hat, aus dem einfachen Grunde, weil Paris nicht London, Frankreich nicht England ist, weil die französische Presse unter ganz anderen wirtschaftlichen Bedingungen wie die englische steht — das Hauptziel, das dem Begründer vorschwebte, wurde erreicht: der „Temps“ ist Frankreichs führendes Blatt geworden. Es mußte naturgemäß auf die ganze Stimmung und Gesinnung im Lande einwirken, daß dieses führende Blatt den Deutschenhaß wie ein nationales Vermächtnis bewahrte, und daß es sich zum Sprachrohr des elsässischen Protestlertums machte. Dieses sah in der von dem Elsässer Nefftzer begründeten Zeitung von jeher die Vertretung seiner Bestrebungen, denen der „Temps“ gern und willig seine Dienste lieh. Dazu trug auch noch der Umstand bei, daß er das Blatt der französischen Protestanten war und bis zum heutigen Tage geblieben ist; denn das Elsaß hatte schon zur französischen Zeit ein Drittel Protestanten, während im übrigen Frankreich die evangelische Bevölkerung noch nicht zwei Prozent ausmacht.

Auch für den „Temps“ gilt der Erfahrungssatz, daß nicht die Zahl, sondern die Geltung der Leser die Bedeutung einer Zeitung ausmacht. Seine Auflage dürfte niemals 45 000 Exemplare erreicht haben; die größte Leserzahl hatte er vermutlich zur Zeit der Herrschaft des Opportunismus in der ersten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Damals mag sie etwas über 40 000 betragen haben. Seit dem gewaltigen Aufschwung der Sousblätter, wie des „Petit Journal“ oder des „Petit Parisien“, ist seine Auflage langsam, aber stetig gesunken und wird neuerdings auf noch etwa 30 000 Exemplare geschätzt. Berücksichtigt man, daß der „Temps“ überall im Auslande verbreitet ist, so begreift man, daß die Zahl seiner ständigen Leser in Frankreich nur recht gering sein kann. Aber diese ständigen Leser bilden den einflußreichsten Teil der französischen Bourgeoisie; Staatsverwaltung, Finanz, Handel und Großindustrie beziehen zu einem erheblichen Teil aus dem „Temps“ ihre Meinung und Belehrung, soweit sie nicht — ihrerseits im „Temps“ ihre

Meinung zum Ausdruck bringen. Und diese Meinung ist gewöhnlich nicht unbeeinflußt von geschäftlichen Rücksichten und Hintergedanken. Die Käuflichkeit fast der gesamten französischen Presse ist Eingeweihten ja nichts Neues; in der Skrupellosigkeit, mit der die französischen Verleger und Journalisten Trinkgelder nehmen, sei es in bar oder in Gestalt von allerlei finanziellen „Beteiligungen“, werden sie nur von der Presse Italiens und Rumäniens übertroffen. Auf dem Wege der Pressebestechung beherrscht heute die französische Hochfinanz mit ihrem Anhang völlig die öffentliche Meinung Frankreichs; wenn auch diese Bestechungen nicht immer gleich die riesenhaften Ausmaße des Panamaskandals annehmen, so kommt doch auch nur selten ein solcher Skandal an die Oeffentlichkeit, noch viel seltener vor die Justiz. Es ist ein überaus geschickt organisiertes und lautlos arbeitendes System, nach dem bei der Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Frankreich verfahren wird; die Persönlichkeiten, in deren Hand die Oberleitung der Korruptionsorganisation liegt, sind auch keineswegs verachtet, sie spielen vielmehr eine sehr einflußreiche Rolle und verkehren in den vornehmsten Salons. Freilich besteht innerhalb der französischen Presse immerhin ein Unterschied hinsichtlich des Grades der Zugänglichkeit gegenüber klingenden Argumenten. Die Virtuosität des „Figaro“ in der Kunst, sich den Inhalt des Blattes schwer bezahlen zu lassen und dabei trotzdem interessant zu sein, ist nie von einem anderen französischen Blatt erreicht, geschweige denn übertroffen worden; der „Temps“ war auch von Anfang an nicht nach diesem Grundsatz redigiert. Sein langjähriger Leiter, der gewesene Senator Adrien Hébrard — er ist drei Tage vor dem Ausbruch des Krieges in hohem Alter gestorben — war der Mitbegründer des Blattes und bis zu seinem Tode der Hauptteilhaber der Kommanditgesellschaft auf Aktien Adrien Hébrard & Cie., die den „Temps“ verlegt. Hébrard hatte während der ersten sechs Jahre an der Seite Nefftzers gewirkt; dann, im Jahre 1867, wählten ihn die Mitbesitzer zum ersten Leiter. Er war, äußerlich ein unansehnliches Männchen, ein ausgezeichneter Schriftsteller, einer der glänzendsten Publizisten in der ganzen Geschichte der fran-

zösischen Presse. Seinem Wirken hat das Blatt den Ruf zu verdanken, den es bis zum heutigen Tag genießt. Hébrards Einfluß reichte weit, und er hätte in zahlreichen Kabinetten Minister, auch Ministerpräsident werden können, wenn seine Bescheidenheit ihn nicht stets veranlaßt hätte, seine große Geltung hinter den Kulissen des politischen Tagesgetriebes wirken zu lassen und Publizist zu bleiben. So konnte er wohl auch besser die geschäftlichen Interessen seines Blattes wahrnehmen, die ihm immer sehr am Herzen lagen. Denn im Verdienen war Hébrard nie engherzig, wenn er auch keinen Wert darauf legte, daß man diese seine Eigenschaft dem redaktionellen Inhalt des „Temps" ansah.

Die Leitung des Auslandsdienstes liegt seit Jahren in den Händen des ungemein einflußreichen Deputierten André Tardieu, den die französische Regierung beim Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg nach Washington geschickt hat, um mit dem Präsidenten Wilson möglichst enge Beziehungen anzuknüpfen. Tardieu ist infolge seiner vieljährigen Wirksamkeit am „Temps" und dank dessen Beziehungen zur Regierung vorzüglich mit dem gesamten Betriebe der französischen Politik vertraut; auch er ist, wie es Hébrard war, nicht ungeschickt im Abschluß rentabler Geschäfte und Geschäftchen, und seine Aufgabe, in Amerika möglichst weitgehende finanzielle Unterstützung zu erlangen, hat er mit dem ihm eigenen Geschick gelöst. Von Tardieu sind alle die deutschfeindlichen Aufsätze, Notizen und politischen Preßintrigen ausgegangen, die die Eigenart des „Temps" bilden; er besaß auch eine Meisterschaft darin, die Vertreter des Blattes in den ausländischen Hauptstädten in den Dienst der französischen Auslandspolitik zu stellen. Es ist gar nicht zu ermessen, wie sehr André Tardieu durch seine publizistische Wirksamkeit Deutschland und der verbündeten Donaumonarchie geschadet hat. Gabriel Hanotaux, der heute das gleiche Ressort wie Tardieu am „Figaro" mit seinem Gift erfüllt, hat wahrlich recht: wie ein Trommler hat André Tardieu im „Temps" stets Lärm geschlagen, so oft es galt, dem Deutschenhaß Ausdruck zu geben. Nur zu willig ist das französische Volk diesem Rattenfänger gefolgt; es darf sich nicht wundern, wenn es sich schließlich von ihm ins Unheil geführt sieht.



„New York Herald.“

Lord Northcliffes Macht und Einfluß mögen heute weiter reichen, als je zuvor die Geltung eines Zeitungskönigs. Aber der Herausgeber der „Times“, der „Daily Mail“, des „Daily Mirror“, der „Evening News“ und zahlreicher anderer Blätter, Zeitschriften und Magazine im Vereinigten Königreich beherrscht, tyrannisiert die öffentliche Meinung Englands doch nur durch die fast unübersehbare Fülle der von ihm verlegten Blätter, deren Gesamtauflage allwöchentlich mehr als 30 Millionen Exemplare ausmacht. Sie gehen nach fünf Erdteilen, in die ganze englischsprechende Welt. Die Harmsworth-Presse in ihrer Vielgestaltigkeit wirkt letzten Endes doch nur durch die Zahl; man hat hier ein typisches Beispiel moderner Massenwirkung. Das Blatt, das der Amerikaner James Gordon-Bennett der Aeltere im Jahre 1835 begründet hat, kannte, auch als es schon den Gipfel seiner Macht erreicht hatte, diese Wirkung nicht. Der „New York Herald“ ist durch sich selbst, durch seine Leistungen groß geworden; sein Begründer kannte noch nicht die neuzeitliche Methode, stets ein Blatt des Verlages für das andere Reklame machen zu lassen. Der „New York Herald“ stand für sich allein; so konnte sein Begründer aber auch seine ganze Kraft, seine geschäftliche Genialität in den Dienst dieses Blattes stellen, und als er im Jahre 1872 starb, hinterließ er seinem gleichnamigen Sohn die größte Zeitung der Welt. Auch in Amerika hat die Presse sich während des letzten Menschenalters ganz außerordentlich entwickelt, und neue Unternehmungen sind erfolgreich neben die älteren Organe getreten. Aber der „New York Herald“ hat seinen Rang und seine Geltung bis zum heutigen Tage zu wahren ge-

wußt, und in gewissem Sinne kann man ihn auch jetzt noch als größtes Blatt der Welt ansprechen.

Nicht als wenn sein Ansehen und seine Wertschätzung in den Vereinigten Staaten unerreicht wären. Im Gegenteil, es gibt drüben zahlreiche Blätter von unvergleichlich größerer Gediegenheit, deren politischer Einfluß die Geltung des „Herald" bei weitem übertrifft, wie die Neuyorker „Sun", die „Evening Post" oder die „New York Tribune". Da ist auch „World", die ungemein rührig ist, und die gegenwärtig aus ihren nahen Beziehungen zu dem Präsidenten Wilson politisches Ansehen schöpft. Aber das alles hat dem Einfluß des „New York Herald" bei der großen Masse, und zwar nicht etwa nur bei der Masse des Proletariats, dessen Blatt der „Herald" nie gewesen ist und nie sein wird, keinen Abbruch tun können. Denn er ist zu fest in der öffentlichen Meinung des Landes verankert, er zehrt von einem Kapital an Ansehen und Geltung, das schier unerschöpflich ist, und er stellt, wie früher, so auch heute noch, den spezifisch amerikanischen Geist in Reinkultur dar. In diesem Lande des Kapitalismus hat der von jeher rücksichtslos großkapitalistische „Herald" die Meinung derjenigen vertreten, die dem König Dollar huldigen, und dessen Parteigänger sind, wie man weiß, in der Neuen Welt sonder Zahl. Großkapitalistisch, reklamehaft, anmaßend, selbstbewußt, ohne Verständnis für andere Art, aber von unbegrenzter Hochachtung und Bewunderung für alles, was außergewöhnlich, überdimensional, kurzum: amerikanisch ist, so war seit jeher der „New York Herald", der sich stets gehütet hat, sich in Gegensatz zur öffentlichen Meinung zu stellen. Er hat sich vielmehr von jeher sklavisch dieser öffentlichen Meinung untergeordnet, und sie hat ihn dafür entlohnt, indem sie ihn zu ihrem Sprachrohr gemacht hat. Niemals hat der „New York Herald" versucht, das amerikanische Volk von dem abzubringen, was es für richtig hielt. Durch alle Zeiten hindurch hat das Blatt des Gordon-Bennett mit virtuoser Geschicklichkeit den Mantel nach dem Winde gedreht, und so behauptet bis heutigen Tages der urteilslose Yankee, der „Herald" sei das größte, kühnste und beste Blatt in den Vereinigten Staaten.

Diese Zeitung wurde, wie schon gesagt, im Jahre 1835 von James Gordon-Bennett mit einem Kapital von 500 Dollars begründet. In dem aufblühenden Amerika der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war dergleichen noch möglich. Es waren Zeiten, die einem geschickt geleiteten Unternehmen gestatteten, das Kapital sozusagen von Tag zu Tag zu verdoppeln. Gordon-Bennett war übrigens der erste Zeitungsherausgeber, der die Bedeutung des Nachrichtenwesens erkannte, und durch überaus geschickte Ausgestaltung der Reportage wie des Nachrichtendienstes im Großen brachte er sein Blatt, das ein wirklicher „Herald“, ein Verkünder alles Neuen in der Welt war, ungemein rasch in die Höhe. Hatten sich vorher die amerikanischen Zeitungen in gegenseitigem Parteigezänk erschöpft, so begann Gordon-Bennett die Leser seines Blattes für die Ereignisse in aller Welt zu interessieren. Da es natürlich in jenen Zeitläuften nicht jeden Tag etwas Wichtiges zu melden gab, so bauschte der „Herald“, so oft es an wirklich bedeutenden Ereignissen fehlte, eine dafür geeignete Angelegenheit in sensationeller Weise auf. Dann machte er aus einer Mücke einen Elefanten — der Sensationsjournalismus war damit erfunden, und er diente dem rührigen Blatt als Sprungbrett. Als Gordon-Bennett genügend Geld gemacht hatte, um es sich leisten zu können, sandte er — es gab damals noch keine transatlantischen Kabel — besonders schnelle Schiffe ein paar hundert Meilen weit in den Atlantischen Ozean hinaus, um von den langsamer segelnden Schiffen aus Europa so schnell wie möglich die neuesten Nachrichten heimzubringen. Mit der Ausbreitung des elektrischen Telegraphen und der Ausdehnung des internationalen Eisenbahnnetzes wuchs auch die Leistungsfähigkeit des „Herald“ außerordentlich; namentlich im amerikanischen Bürgerkriege wurde von seinen Kriegskorrespondenten die ganze übrige Presse geschlagen.

Als James Gordon-Bennett im Jahre 1872 starb, hinterließ er seinem Sohn neben der größten Zeitung der Welt ein riesiges Vermögen. James Gordon-Bennett der Jüngere wußte das Unternehmen durch einen unerhörten Wagemut, der allerdings auch zum Teil seiner wohl nicht

ganz normalen geistigen Veranlagung entsprang, noch weiter zu fördern. Er begann damit, sich ein über die ganze Erde verbreitetes Netz eigener Korrespondenten zu schaffen, deren Hauptaufgabe war, jede Nachricht so schnell wie möglich nach Neuyork zu kabeln. Fixigkeit war für diese Korrespondenten das erste Gebot; wenn sie mit einer guten Nachricht die Konkurrenz schlagen konnten, dann spielte der Kostenpunkt keine Rolle. Die „Herald"-Korrespondenten durften übrigens nie zu lange an einem bestimmten Orte bleiben; Gordon-Bennett war der Ansicht, daß die lange Gewöhnung an gleiche Verhältnisse Spürsinn und Aufnahmefähigkeit abstumpften, und deshalb kam es ihm gar nicht darauf an, plötzlich den Pekinger Korrespondenten nach Buenos Aires, den Vertreter in Petersburg nach Kairo zu dirigieren. Eine in London begründete Ausgabe des „Herald" konnte keinen Boden gewinnen und ging später wieder ein. Dagegen besteht die größtenteils in englischer Sprache geschriebene Pariser Ausgabe des „New York Herald" bis zum heutigen Tage, und wenn sie auch keinen nennenswerten Gewinn abwerfen dürfte, so bildet sie doch das Organ der in Europa weilenden Amerikaner. Diese Pariser Ausgabe enthält sämtliche wichtigen Nachrichten und Beiträge des Neuyorker Blattes, und sie wurde überhaupt erst möglich durch die Errichtung der Commercial Cable Company, einer Telegraphengesellschaft, die Gordon-Bennett, zusammen mit John W. Mackay, im Jahre 1883 begründete. Damit hatte sich der „New York Herald" als einzige Zeitung der Erde ein eigenes Kabel von der Alten zur Neuen Welt gesichert, einen Vorsprung, den ihm kein anderes Blatt nachmachen konnte. So steckte Gordon-Bennett die gewaltigen Summen, die die Uebermittlung eines großen Teiles des Inhalts der Neuyorker Nummer nach Paris verschlang, gewissermaßen nur von einer Tasche in die andere. Auf diese Weise verbilligt sich natürlich auch der übrige Nachrichtendienst des „Herald", der bis in die letzten Jahre hinein immer noch die besten, aber auch die kostspieligsten Nachrichten aus den entlegensten Teilen der Erde hatte.

Es ist schon angedeutet worden, daß James Gordon-

Bennett der Jüngere ein Mann von recht exzentrischer Veranlagung war. Seine Entschlüsse waren ebenso rasch wie sprunghaft; einer seiner unberechenbaren Launen war auch seine Entsendung Henry M. Stanleys nach Afrika zur Auffindung des verschollenen Livingstone zuzuschreiben. Es war keineswegs Interesse an der geographischen Forschung oder an dem Ergehen des gefährdeten Afrikareisenden, das ihn zu dieser Entsendung veranlaßte. Es war nur der Wunsch, für den „Herald“ wieder einmal eine Reklame allergrößten Stils zu machen. Aus den gleichen Motiven finanzierte er gemeinschaftlich mit dem Londoner „Daily Telegraph“ die zweite Expedition Stanleys zur Durchquerung Afrikas. Er rüstete auch eine Polarexpedition aus, die Jeannette-Expedition, die im Jahre 1879 aufbrach, um den verschollenen Nordenskjöld in der Beringstraße zu suchen. Diese von de Long geführte Expedition ging mit ihrem Schiff im Sommer 1881 unter; der „New York Herald“ entsandte, als jede Nachricht über die „Jeannette“ ausblieb, seinen Korrespondenten W. Gilder zur Aufsuchung de Longs und seiner Leute. Gilder brachte denn auch die Gewißheit von deren Untergang sowie das Tagebuch de Longs mit, das er veröffentlichte.

Die Sucht, von sich reden zu machen und seinen Namen in aller Mund zu wissen, war es auch, die Gordon-Bennett um die Wende des Jahrhunderts verschiedene sportliche Preise stiften ließ. Sie waren eine Zeitlang begehrte Trophäen für Automobilisten, Ballonfahrer und Flieger, kosteten ihren Stifter jährlich ein paar tausend Dollars und hatten einen Reklamewert von Hunderttausenden. Bei all dieser klugen Berechnung und Großzügigkeit wurde der Mann mehr und mehr zum Sonderling. Eine für ihn peinliche Affäre ließ ihn seit langen Jahren die Neue Welt meiden; er bewohnte in den Champs Elysées zu Paris ein elegantes Heim, oder er kreuzte mit seiner Luxusjacht durch die Meere. Aber wo er auch weilte, überallhin ließ er sich jeden Tag den ganzen Inhalt seines Blattes kabeln, und wenn ihm irgendein Beitrag nicht paßte, so verfügte er telegraphisch die sofortige Entlassung des schuldigen Redakteurs. Gelegentlich beorderte er wohl auch einen seiner Leute von Neuyork nach Paris, kanzelte ihn dort

gründlich ab, schenkte ihm dann 5000 Dollars und schickte ihn wieder nach Hause. Eine Folge seiner sprunghaften Launen war die für seine Angestellten oft unerträgliche Günstlingswirtschaft beim „New York Herald“ und eine soziale Rücksichtslosigkeit, wie sie selbst für amerikanische Verhältnisse unerhört war. Er setzte mit ebensoviel Seelenruhe einen Mitarbeiter, der Jahrzehnte hindurch in seinen Diensten gestanden hatte, aufs Pflaster, wie er irgendeine Null plötzlich in eine hochbezahlte, verantwortungsvolle Stellung aufrücken ließ. Doch diese Marotten gingen einher mit einer großzügigen merkantilen Begabung, die die Schäden der in seinem Geschäft herrschenden Mißwirtschaft doch immer wieder aufwog.

Bei seinem im Jahre 1913 erfolgten Tode hinterließ er im „New York Herald“ ein Blatt, das journalistisch wie geschäftlich immer noch auf der Höhe stand, und das vor allen Dingen als Anzeigenblatt großen Stils in Neuyork nicht seinesgleichen besitzt. Im „Herald“ inserieren nicht nur die größten Kaufhäuser und Industrieunternehmungen mit Rieseninseraten zu fabelhaft hohen Tarifsätzen; der „Herald“ ist auch das Anzeigenblatt des gesamten Neuyorker Bürgertums, dessen Familienanzeigen täglich viele seiner Riesenspalten füllen. In der ausführlichen Schilderung aller Vorgänge innerhalb der Familien der oberen Vierhundert und in deren Beweihräucherung übertrifft er alle anderen Blätter; kein Wunder, daß er bei diesen geldmächtigen Kreisen beliebt ist. Und nicht minder beliebt ist er bei denjenigen, die zu den oberen Vierhundert voller Bewunderung aufblicken, und die die Schilderung ihres Glanzes und ihres Reichtums ehrfurchtsvoll verschlingen. Diese Neuyorker Finanzaristokratie ist seit jeher stockenglisch gesinnt gewesen; ihr höchstes Streben war immer, sich mit dem englischen Hochadel zu verschwägern und zu versippen. So ist es kein Wunder, daß der „Herald“ stets, auch schon vor dem Kriege, das führende Blatt der Deutschenfeinde in Amerika war. Als der Krieg ausbrach, als die Kabel nach Deutschland abgeschnitten waren und der englische Lügen- und Hetzfeldzug gegen Deutschland in Amerika einsetzte, erkannte der „New York Herald“ mit

seinem alterprobten, sicheren Gefühl für die Stimmung der Massen sofort die deutschfeindliche Konjunktur und machte sich skrupellos zum Träger und Verbreiter sämtlicher feindlicher Lügen und Greuelgeschichten. Da überdies die amerikanische Hochfinanz ihre Mittel in den Dienst der Entente stellte, so war es selbstverständlich, daß der „Herald" ohne jeden Vorbehalt die Sache der Feinde Deutschlands führte und unentwegt schon vor der Teilnahme Amerikas am Kriege für England eintrat. Diese Stellungnahme verlangt in erster Linie das Geschäft; persönliche Sympathien und Antipathien kommen erst in zweiter Linie, wenn es auch begreiflich ist, daß das Anglo-Amerikanertum mit seinen Gesinnungen der Partei zuneigt, die seine Sprache spricht, und deren ganzer Art, Kultur und Gedankenwelt es sich wesensverwandt fühlt. Jede Hoffnung, darin einmal eine Aenderung zu bewirken, ist für das Deutschtum aussichtslos; solange es zu keinem schwerwiegenden Gegensatz zwischen England und Amerika kommt, wird die führende Presse englischer Sprache in den Vereinigten Staaten stets, wenn es eine Stellungnahme zwischen Deutschland und England gilt, für die Briten Partei ergreifen.





„Corriere della Sera."

Als nach dem Erdbeben von Messina fremde Berichterstatter die Ruinen der zerstörten Stadt aufsuchten, sahen sie zu ihrer maßlosen Verwunderung, wie junge, kräftige Burschen in echt südlichem dolce far niente Zigaretten rauchend inmitten der grauenhaften Vernichtung herumlungerten, dieweil in der Nähe Soldaten im Schweiße ihres Angesichts die Trümmerstätten nach Verschütteten durchsuchten. „Warum gräbst du deine Eltern nicht aus?" fragte ein deutscher Journalist einen dieser Tagediebe, der ihm für ein paar Soldi berichtet hatte, daß unter jenem Trümmerhaufen die Leichen seiner Angehörigen lägen. Der Bursche sah erst den Frager verwundert an; dann entgegnete er mit der lauernden Neugier eines Sackträgers, von dem man eine Dienstleistung verlangt: „Was verdiene ich denn dabei?"

Diese unscheinbare Episode ist charakteristisch für Wesensart und Gesinnung des Italieners. Er tut keine Sache um ihrer selbst willen; er will vor allen Dingen wissen, was er daran verdient. Die Nation, die in diesem Kriege mehr als irgendeine andere schöne Phrasen von Idealismus, Kultur und Menschlichkeit im Munde führt, hat auch das bezeichnende Wort vom „sacro egoismo" geprägt, und dieser heilige Egoismus der Italiener ist, bei hellem Lichte besehen, nichts anderes als krasser Materialismus und schnöde Gewinnsucht. So stößt man denn beim Einzelnen wie bei dem Volk in seiner Gesamtheit immer wieder auf eine unsaubere Habgier, ohne deren richtige Einschätzung diese Nation nicht zu verstehen ist. Man begreift, daß ein Volk mit solchen Eigenschaften keine unabhängige, keine unbestechliche Presse haben kann, zumal in Italien die

Analphabeten und diejenigen, die mit Mühe und Not ihren Namen schreiben können, in der Mehrzahl sind, woher es kommt, daß der Verlag von Zeitungen mit verschwindend geringen Ausnahmen in Italien keinen Gewinn abwirft. Aber man darf nicht glauben, daß die italienischen Zeitungsverleger ihre Blätter aus idealen Beweggründen erscheinen lassen. Sie betreiben ihre Geschäfte, um Geld mit ihnen zu verdienen, und da das auf dem Wege des Vertriebs und der Anzeigenaufnahme nicht oder doch nur in ganz geringem Umfang möglich ist, so suchen sie ihre Zeitungen auf andere Art nutzbringend zu verwerten. Mit anderen Worten: sie lassen sich bestechen. Die Preßbestechung ist in Italien etwas so Selbstverständliches, daß niemand im Lande ein Wort darüber verliert. Man weiß, daß auch der größte Teil der französischen Zeitungen keine reinen Hände hat; aber während in Frankreich die Preßbestechung darin besteht, daß gewisse Leistungen, wie z. B. Finanzbesprechungen oder günstige literarische Kritiken, gekauft werden, verschachert die Presse Italiens ihre Haltung, ihre politische Ueberzeugung, ihr ganzes weißes Papier an den Meistbietenden. In Geldsachen kennt man in Italien keine Empfindlichkeit; man nimmt Subventionen, und man nimmt klingendes Bargeld. Man kann im Lande Dantes für einen bestimmten Betrag einen bestimmten politischen Leitartikel kaufen, und man kann, wenn man nur genug anlegt, mit der feilen Metze auch für längere Zeit ein festes Verhältnis eingehen, während dessen Dauer sie dem Käufer ständig zu Willen ist.

Es ist nötig, sich diese Verhältnisse vor Augen zu halten, wenn man nach einer Erklärung für die Schamlosigkeit sucht, mit der im Augenblick des Kriegsausbruchs die gesamte italienische Presse über die beiden Dreibundgenossen herfiel, um sie in einer noch nicht dagewesenen Weise mit Schmähungen und gemeinen Verleumdungen zu überhäufen. Selbst Blätter, wie die „Tribuna“, die noch acht Tage vorher eine anscheinend überzeugte Anhängerin des Dreibundes gewesen war, und die zu wiederholten Malen die Bundesgenossen der Bundestreue Italiens versichert hatte, selbst solche Blätter waren wie auf Befehl in die Reihe der Feinde Deutschlands und Oesterreich-Ungarns eingeschwenkt

und überboten sich, wie alle Renegaten, an gehässiger Niedertracht gegen die Freunde von gestern.

Man brauchte sich daher nicht zu wundern, daß auch der „Corriere della Sera" sofort seiner Feindschaft gegen die beiden Verbündeten die Zügel schießen ließ. Denn der „Corriere" war im Gegensatz zur „Tribuna", die stets der Regierung nahestand, immer nur ein lauer Anhänger des Dreibundes gewesen. Aber auch dieses größte Blatt Italiens handelte keineswegs aus innerer Ueberzeugung, als es am 1. August 1914 in das Lager Frankreichs und Rußlands abschwenkte. Der französische Botschafter Camille Barrère hatte beizeiten alles Nötige veranlaßt; ganz unterderhand war die Mehrheit der Aktien des Unternehmens in die Hände des Finanzkonsortiums übergegangen, dem die Agence Havas in Paris gehört. Sir Rennell Rodd, der britische Botschafter in Rom, hatte im Augenblick des Kriegsausbruches die nicht schwierige Aufgabe gelöst, aus der deutschfreundlichen „Tribuna" einen getreuen Kuli Englands zu machen; bei der ewig notleidenden „Tribuna" genügte eine für englische Verhältnisse bescheidene Summe. Der „Corriere della Sera" war allerdings mit einem Trinkgeld von einigen hunderttausend Lire nicht zu bestechen; ist er doch, neben der Turiner „Stampa" und dem „Mattino" in Neapel, dem größten Blatt Süditaliens, eines der verschwindend wenigen italienischen Organe, die einen hohen Gewinn abwerfen und auf Korruption nicht angewiesen sind. Doch damit ist nicht gesagt, daß der „Corriere" sich gegen klingende Versuchungen geziert hätte. Nur wurde bei ihm die Sache etwas weniger plump gemacht. Mit Hilfe der Mailänder „Società Bancaria", einer Bank, die aus ursprünglich kleinen Anfängen durch die bedeutende Beteiligung französischen Kapitals zu einer Großbank wurde, welche die Interessen der französischen Rüstungsindustrie, namentlich Schneider-Creuzots, in Italien vertrat, wurde bald nach dem Kriegsausbruch der „Corriere della Sera" mit Goldketten an die Sache der Entente gefesselt, und zwar, wie sich im Laufe der nächsten Monate gezeigt hat, im Sinne einer zielbewußten Aufhetzung Italiens zum Kriege gegen die bisherigen Verbündeten. Kein Blatt konnte der Entente dabei so wichtige

Dienste leisten, wie der „Corriere“; denn wie dieses bedeutendste Organ des Landes nicht in Rom, sondern in der industriellen Hauptstadt Mailand erscheint, so ist es auch die Zeitung der Finanzkreise und der lombardischen Großindustrie. Es genügte nicht, die breite Masse für den Krieg zu begeistern, was der seit jeher deutschfeindliche und franzosenfreundliche Mailänder „Secolo“ und der mit ihm geschäftlich eng verbundene, im Volke viel gelesene römische „Messaggero“ getreu im Sinne ihrer französischen Geldgeber besorgten, es mußte vor allen Dingen die oberitalienische Kaufmannschaft, die gut zu rechnen versteht, dem Kriegsgedanken gewonnen werden.

Der „Corriere della Sera“ tat in dieser Hinsicht, was in seinen Kräften stand. Sein politischer Vertreter in Rom, der Deputierte Andrea Torre, schrieb unentwegt feurige Leitartikel, in denen er alle phraseologischen Künste der Irredenta spielen ließ; Luigi Barzini, Italiens glänzendster Berichterstatter, der seit seiner Tätigkeit auf dem russisch-japanischen Kriegsschauplatz und seit seinen packenden Schilderungen von der ersten, quer durch die Wüste Gobi unternommenen transasiatischen Automobilfahrt Peking-Paris europäischen Ruf genießt, wurde unmittelbar nach der Marneschlacht auf den Kriegsschauplatz — selbstverständlich auf die französische Seite — gesandt, von wo er stilistisch ausgezeichnete, sachlich nicht ebenso einwandfreie Berichte über den „glänzenden französischen Sieg“ an sein Blatt sandte. Die Gerechtigkeit gebietet übrigens, Barzini nicht völlig mit der Haltung seines Blattes zu identifizieren; man muß bei der Beurteilung seiner Berichte berücksichtigen, daß er im französischen Lager war und wohl kaum so schreiben durfte, wie er es mit seinem journalistischen Gewissen hätte vereinigen können. Uebrigens ist ihm später seitens der Mailänder Redaktion die Aufnahme gewisser Artikel geradezu verweigert worden, und zwar wegen ihrer angeblich zu großen Deutschfreundlichkeit! Auch sonst verstand es der „Corriere“, nach und nach durch geschickte äußere Aufmachung für die Beteiligung Italiens am Kriege Stimmung zu machen. Von den deutschen Erfolgen wurde nicht mehr Aufhebens gemacht, als unbedingt nötig war; die Heeresberichte der Mittelmächte standen stets an ver-

steckter Stelle, wogegen die der Entente in den Vordergrund gerückt wurden. Die Franzosen, namentlich aber die Russen, hatten auf der ersten Seite des Blattes Tag für Tag gewaltige Siege errungen; die „katastrophale Niederlage" der Oesterreicher in Galizien wurde den Lesern in jeder Nummer mit Riesenüberschriften, die sich über die ganze Seite hinzogen, verkündet. Allerlei Sonderberichterstatter meldeten, Deutschland sei bereits am Verhungern, und der größte Teil der Oesterreicher und Ungarn, soweit er nicht gefallen, sei in ungeheuren Gefangenentransporten auf dem Wege in das Innere Rußlands. So glaubten schließlich auch die Urteilsfähigen unter den Italienern, die Beteiligung ihres Landes am Kriege werde den Mittelmächten den Rest geben, und Gabriele D'Annunzio besang bereits in einer Ode den Einzug der Italiener in Wien.

Man weiß, daß es anders gekommen ist. Aber der Senator Albertini, der oberste Leiter des „Corriere della Sera", machte sich ob der furchtbaren Enttäuschung, die der Verlauf der „guerra nostra" den Italienern brachte, wohl kaum Gewissensbisse. Ihm brachte seine deutschfeindliche Haltung wie der Krieg überhaupt schweres Geld ein, und in den Zeiten, da neben Barzinis Berichten das Blatt andauernd voll von vernichtenden Niederlagen der Oesterreicher war, stieg die Auflage des zweimal täglich, frühmorgens und am Nachmittag, erscheinenden „Corriere" auf 500 000 bis 600 000 Exemplare, annähernd das Doppelte der normalen Auflage der Zeitung. Schon aus dieser Ziffer geht hervor, daß der „Corriere della Sera" eine weit über Mailand hinausreichende Bedeutung genießt. Er beherrscht in der Tat ganz Norditalien und einen Teil Mittelitaliens; sein Versand erfolgt so, daß er auch in Großstädten wie Venedig oder Genua erfolgreich mit der lokalen Presse in Wettbewerb treten kann. Auch hierbei spielt die Korruption eine Rolle. Der Neapeler „Mattino" hat offen darauf hingewiesen, daß die Staatsbahnverwaltung die Schnellzugsfahrpläne völlig den Wünschen des „Corriere" anpasse, selbst noch in der jüngsten Zeit, nachdem der Eisenbahnbetrieb wegen Kohlenmangels außerordentlich eingeschränkt worden war. Der „Corriere" unterläßt es dafür, der Regierung Schwierigkeiten zu machen. Tatsächlich hat er sich nie-

mals in ernstliche Opposition gegenüber einem Ministerium gesetzt, wie sein Leiter überhaupt in Rom das Ansehen genießt, das einem so hochmögenden Mann in Italien zukommt. Darum hat ihn wohl auch der König zum Senator ernannt. Männer und Blätter wie der Senator Albertini und der „Corriere della Sera“ können es eben in Italien zu etwas bringen, besonders wenn sie die Kunst verstehen, politisch in allen Färbungen zu schillern. Und das kann der „Corriere“, der im Grunde genommen ein konservatives Organ ist, meisterhaft. Wenn es ihm in den Kram paßt, gebärdet er sich nämlich auch einmal liberal, oder er sympathisiert plötzlich mit dem Vatikan — ganz, wie gerade die Stimmung in den Kreisen seiner Getreuen ist. Hauptsache ist, daß der Absatz nicht zurückgeht, daß man niemandem vor den Kopf stößt. Erstes und einziges Gebot ist für den „Corriere della Sera“ das Geschäft, und nach echt italienischer Art fragt er vor jeder Meinungsäußerung, wie jener Ueberlebende in Messina: „Was verdiene ich dabei?“



2*

„The World.“

Urbild der gelben Presse. Von der „World“ hat diese Gattung ihren Namen. Viele reden von ihr; wenige wissen, was der Name bedeutet, und woher er stammt. Der Begriff „gelbe Presse“ ist im Jahre 1895 geprägt worden. Er sollte zur Charakterisierung der „World“ dienen, in deren farbigen Illustrationen die Hauptfigur stets mit gelber Farbe gedruckt war. Nun bedeutet aber das englische Wort yellow im Neuyorker Slang nicht nur „gelb“; es hat einen unangenehmen Beigeschmack von „niedrig“, „feig“, „gewöhnlich“, ja „verächtlich“. In diesem Sinne war also der neu erfundene Gattungsname alles andere als ein Kompliment. Und diese Beurteilung der „World“ war nicht unverdient. Hatte schon den „New York Herald“, der damals in bezug auf Sensationshascherei in der amerikanischen Presse noch die Führung inne hatte, niemals ein Skrupel gedrückt, wenn es galt, den Trieben der breiten Masse zu schmeicheln, so ließ die „World“ vollends jede Scheu beiseite, indem sie sich wildester Effekthascherei hingab, um die großen Massen des Publikums zu erregen, in Atem zu halten, zum täglichen Kauf des Blattes anzuspornen. So wurde dem Verbrechen in jeder Form der breiteste Raum gewährt; unsaubere Familiengeschichten und Skandalaffären wurden mit Behagen breitgetreten, kurz, jeder Anlaß zu einer Sensation wurde gierig aufgegriffen. Die den Europäer von Geschmack abstoßende, anreißerische Aufmachung der heutigen amerikanischen Tagespresse ist nicht zum wenigsten von der „World“ beeinflußt und auf den Gipfel geführt worden, der schlechthin einer Ueberbietung nicht mehr fähig ist.

Der Mann, der aus der „World“ das gemacht hat, was sie ist, war einer der genialsten Zeitungsmänner beider

Hemisphären; er war einer der erfolgreichsten und unglücklichsten Männer zugleich. Sein Name ist Joseph P u l i t z e r. Als Sohn armer jüdischer Eltern war er im Jahre 1847 in Budapest geboren; im Alter von siebzehn Jahren landete er, ohne einen Taler in der Tasche zu haben, an den Gestaden der Neuen Welt. Der hagere, aufgeschossene Jüngling sprach nur seine deutsche Muttersprache, verstand kein Wort Englisch. Es war im Jahre 1864, und der Bürgerkrieg tobte im Lande. Pulitzer verdiente sich zunächst seinen Unterhalt als Pferdeknecht bei einem Kavallerieregiment und machte bei diesem den Sezessionskrieg mit. Im Jahre 1867 landete er in St. Louis, wo es ihm gelang, Reporter an der „Westlichen Post" zu werden, deren Besitzer Karl Schurz die journalistische Ader des jungen Mannes erkannte. Pulitzer hatte vorher in Neuyork bereits festen Fuß zu fassen versucht; mittellos, wie er war, vermochte er aber nirgends unterzukommen, ja, er wurde, wie sein langjähriger Mitarbeiter John L. Heaton vor einigen Jahren in seiner Geschichte der „World" erzählt hat, einmal aus einem kleinen Hotel hinter der Neuyorker City Hall hinausgeworfen, weil er die 50 Cents für ein Bett nicht besaß. In St. Louis stieg Pulitzer rasch zum Chefredakteur und Mitbesitzer der „Westlichen Post" auf; als er die englische Sprache völlig beherrschte, kaufte er die beiden englischen Zeitungen von St. Louis auf und verband sie zu einem Blatt, der „Post-Dispatch".

Sein Ansehen als Zeitungsherausgeber und Politiker war inzwischen so gewachsen, daß ihn der Staat Missouri in den Kongreß entsandte. Schon ein schwerreicher Mann, kam Pulitzer im Jahre 1883, um noch etwas Größeres zu schaffen, nach Neuyork und übernahm dort die im Jahre 1861 gegründete „W o r l d", die in seinem Besitz alsbald einen riesigen Aufschwung nahm. Zum Zweck der Reklame für seine Zeitung erbaute er für die „World" einen achtzehnstöckigen Zeitungspalast, dessen vergoldete Kuppel sich bis zu 89 Meter Höhe erhob; erbaute ihn an der Stelle, wo bis dahin das kleine Hotel stand, aus dem man ihn einst hinausgeworfen hatte. Dieses „World-Building" war der e r s t e W o l k e n k r a t z e r in Amerika; er wurde zunächst als ein Weltwunder angestaunt, und die amerikanische Vorliebe für alles Riesengroße knüpfte sinngemäß die Verbindung

zwischen dem himmelragenden Bauwerk und der Zeitung, die es errichtet hatte und bewohnte. Um sich die Gunst der breitesten Volksschichten zu sichern, setzte er ihnen roh gezeichnete Illustrationen vor, von einem derben und grobschlächtigen Humor, Bilder, in denen immer wieder die Streiche eines „yellow kid“ die Hauptrolle spielten. Diese „gelbe Range“ war es, an die sich, wie schon erwähnt, der Name der „gelben Presse“ heftete. Doch es muß anerkannt werden, daß Pulitzer mit seinem Blatte auch höhere Ziele verfolgte. Im täglichen Leitartikel der „World“ kämpfte er mit seiner gewaltigen Energie gegen jegliche Art von Korruption, gegen Mißbräuche im öffentlichen Leben, vor allen Dingen gegen alle Arten der Unterdrückung und Ausbeutung der wirtschaftlich Schwächeren. Bereits im Jahre 1885 auch von Neuyork in den Kongreß gewählt, war er eine Zeitlang einer der mächtigsten Männer der demokratischen Partei; wen er in der „World“ angriff, der hatte es nicht leicht, sich seiner Haut zu wehren, und gab sich der Gegner eine Blöße, so ließ Pulitzer nicht locker, bis er ihn zur Strecke gebracht hatte. Er war ein harter und mitleidsloser Kämpfer, der aber, das muß zu seinem Ruhme gesagt werden, persönlich eine hohe Auffassung von der Aufgabe der Presse hatte. In den Mitteln, die ihm dazu dienten, seinem Blatte den größtmöglichen Einfluß und die stärkste Verbreitung zu sichern, war er nicht wählerisch; aber es war seine ehrliche Ueberzeugung, daß die „World“ stets für den Fortschritt, gegen Unredlichkeit und Ungerechtigkeit kämpfte. Immer lieh sie ihre mächtige Hilfe den Armen und Ausgebeuteten; sie war der geschworene Feind aller Trusts und Bestrebungen, die darauf abzielten, die Nation auszupowern.

Auf der Höhe seiner Macht heftete sich an Joseph Pulitzers Sohlen das Verhängnis. Rastlos hatte der Mann fast ein Menschenalter hindurch gearbeitet, ohne sich den Genuß irdischer Güter zu gönnen; als er das Leben glaubte genießen zu können, beschlich ihn Krankheit. Ein Augenübel, das immer schlimmer wurde und schließlich zu völliger Erblindung führte, nötigte ihn, sich im Jahre 1907 ganz von den Geschäften zurückzuziehen. Daneben einher ging ein schweres Nervenleiden, das ihm den Schlaf raubte und ihn

Ruhe um jeden Preis suchen ließ. In seinem prächtigen Heim zu Neuyork ließ er sich ein Schlafgemach bauen, das wie eine seismographische Station auf eigenen Fundamenten errichtet war. So sollte dem Raum jede Erschütterung ferngehalten werden; vierfache Fenster, schwere Stahltüren, mit Kork gefütterte Wände schufen in dem Schlafgemach des erblindenden Mannes Grabesstille. Doch es duldete ihn nie lange in dem tobenden Lärm Neuyorks; an Bord seiner prachtvollen Luxusjacht „Liberty" kreuzte er ruhelos durch die Meere, und bald tauchte sein Prunkschiff an der Riviera, bald in den norwegischen Fjorden auf, bestaunt und beneidet von aller Welt, die nicht ahnte, daß an Bord dieser Lustjacht ein blinder, unglücklicher Mann Ruhe suchte. Im Herbst des Jahres 1909 wohnte Pulitzer einmal mehrere Monate in Berlin, in einem stillen Hause am Tiergarten, In den Zelten. Da traf ihn die Nachricht vom Tode seines Bruders Albert Pulitzer, der in Wien Selbstmord verübt hatte. Erschüttert verließ er die Alte Welt wieder und brachte den Rest seines Lebens auf Reisen zu, meist an Bord seiner Jacht, wo ihn bis zuletzt ein ganzer Stab von Sekretären und Vorlesern umgab, die ihm das verlorene Augenlicht ersetzen und seinen bis zuletzt regen Geist beschäftigen, seinen unersättlichen Bildungsdrang stillen mußten. Ein unglücklicher und gebrochener Greis, starb Joseph Pulitzer Ende Oktober 1911 an Bord seiner Jacht im Hafen von Galveston.

Sein ältester Sohn, Ralph Pulitzer, mit einer Vanderbilt verheiratet, übernahm die „World". Wie gewöhnlich in der zweiten Generation, strebt sein Ehrgeiz weniger nach geschäftlichen Erfolgen, die ihm dank der Vorsicht in der Wahl seines Vaters ohnehin sicher sind, als nach gesellschaftlicher Geltung. Er hat sich nach Kräften bemüht, seine deutsch-ungarische Abstammung vergessen zu machen, und er sucht den echten Yankee zu spielen. Schon in Amerika geboren, geht sein Sinn nach Aufnahme in den exklusiven Kreis der oberen Vierhundert, die ihn noch nicht als völlig ebenbürtig betrachten. Denn der Dollaradel hält streng auf Abstammung, und es genügt nicht, mit einer Vanderbilt verheiratet zu sein; man muß von einer Vanderbilt, einer Gould oder Goelet abstammen. Und bis es das

Geschlecht der Pulitzer zu so vielen Ahnen gebracht hat, wie die Astors, deren Stammvater im Jahre 1783 schon nach Neuyork gekommen ist, hat es noch gute Wege. Derweil hat sich Mr. Pulitzer jun., der gar zu gern Sir Ralph Pulitzer werden möchte, gleich seinem Vater auf die Politik geworfen und ist mit dem ganzen Einfluß der „World" für die Wiederwahl Wilsons eingetreten. Die „World" ist überhaupt das Blatt, das dem Präsidenten nahesteht, das besondere Informationen aus dem Weißen Hause erhält, und dessen politische Stellungnahme stets den Anschauungen Wilsons entspricht. Ein solches Sprachrohr zu haben, bedeutet in Amerika keine geringe Unterstützung; hat die „World" doch derzeit mit einer Auflage von 750 000 Exemplaren die größte Verbreitung unter allen amerikanischen Blättern. Der Umstand, daß sie Wilson-offiziös ist, hat ihr Ansehen in der politischen Welt der Vereinigten Staaten ganz erheblich gesteigert, und es ändert daran nichts, daß das Blatt daneben nach alter Manier in wildester Sensation macht.

Als der Krieg ausbrach, stand die „World" sofort an der Spitze der amerikanischen Deutschenhetze, in der sie selbst für ihre Verhältnisse Verblüffendes leistete. Sie vergröberte die ohnehin schon dick aufgetragenen englischen Schwindelnachrichten noch, und nach den Meldungen der „World" war Deutschland schon in den ersten Kriegswochen vollkommen zerschmettert und vernichtet. Als die englisch-französischen Greuelmärchen aufkamen, stürzte sich Pulitzers Blatt mit breitem Behagen darüber und machte aus ihnen, was die „World" nur aus Sensationen machen kann. Bedenkt man, wie ungeheuer der Leserkreis des Blattes ist, so hat man sofort die Erklärung für den Deutschenhaß, der sich alsbald in der Union breit machte, zumal die ganze übrige Neuyorker Presse die von der „World" angeschlagene Tonart aufnahm. Es kommt noch hinzu, daß im Gebäude der „World" ein englisches Preßbureau eingerichtet wurde, das seit dem Beginn des Krieges die ganze amerikanische Presse mit Informationen versorgt. Da bei der bekannten Unwissenheit der meisten amerikanischen Journalisten die Auslandsredakteure der großen Blätter meistens Engländer sind, so kann man sich denken, welche Flut von Gift, Lüge

und Verleumdung täglich ihren Weg aus dem World-Building bis in die entlegensten Kanäle der öffentlichen Meinung Amerikas nimmt, ohne hier jemals auf Widerspruch oder kritische Sichtung zu stoßen. Für das Deutschtum mußte der Kampf dagegen von vornherein aussichtslos sein, zumal England seinen natürlichsten und stärksten Bundesgenossen innerhalb der Union in der englischen Sprache hat, ganz abgesehen von den weitverzweigten Beziehungen der Neuyorker Presse zu Wallstreet, die sich sofort rückhaltlos mit ihren Riesenmitteln in den Dienst Englands gestellt hat, natürlich nicht lediglich aus Sympathie für das englische Volk, obwohl auch diese mitgesprochen haben mag, sondern aus nackter Erwerbsgier. Diese ist letzten Endes ja auch der treibende Beweggrund des Deutschenhasses der Neuyorker Presse, und neben Mr. Pulitzer juniors Bestreben, so englisch wie möglich zu gelten und dem Präsidenten Wilson durch dick und dünn zu folgen, ist es das gute Geschäft, das derzeit mit dem Deutschenhaß zu machen ist, und das die Haltung der „World" bedingt, des Blattes, das Joseph Pulitzer aus Budapest zu dem gemacht hat, was es heute ist.





„Il Secolo."

In der italienischen Presse spiegelt sich das kulturelle Leben eines Landes, dessen Bevölkerung zur Hälfte aus Analphabeten besteht. Neben einer gebildeten und geistig regsamen Oberschicht, die aus Akademikern, Industriellen und Kaufleuten besteht, ist es der Mehrzahl nach die breite Schicht des Bürgertums, die in Italien Zeitungen liest. Dazu kommen die gehobenen Elemente der Arbeiterschaft, während deren große Masse sich kaum zur Lektüre eines Blattes aufschwingt. Nicht alle diese Arbeiter sind Analphabeten; aber ihre Kenntnisse sind zu dürftig, als daß ihnen das Lesen einer Zeitung Nutzen, Befriedigung oder Anregung verschaffen könnte. So mancher Italiener, der in der Regierungsstatistik als des Lesens und Schreibens kundig figuriert, vermag in späteren Jahrzehnten seines Lebens mangels jeglicher Uebung kaum viel mehr als seinen Namen zu schreiben; aber wie unter der Arbeiterschaft des Landes immerhin eine beträchtliche Zahl wissensdurstiger und verhältnismäßig kenntnisreicher Elemente zu finden ist, so gibt es im Kleinbürgertum, zumal unter den Handwerkern, Leute genug, die ihr ganzes Leben lang kaum eine Feder ergreifen, geschweige denn Gedrucktes zur Hand nehmen. Es ist begreiflich, daß unter diesen völlig Ungebildeten das weibliche Element überwiegt, und es hängt mit der gesamten kulturellen Entwicklung Italiens zusammen, daß das Analphabetentum in der Richtung von Norden nach Süden immer mehr zunimmt. So erscheinen denn auch auf der ganzen großen Insel Sizilien überhaupt nur drei Zeitungen, und alle drei in Palermo. Der Bauer kommt in Italien als Zeitungsleser überhaupt nicht in Betracht; in Mittel- und Süditalien sind die des Lesens und Schreibens kundigen Landleute eine Seltenheit, und selbst in den ländlichen Ge-

bieten Oberitaliens stellen sie zu der Zahl der Analphabeten ein außerordentlich großes Kontingent. Das wird in absehbarer Zeit übrigens auch nicht anders werden, obwohl Giolitti zu Beginn dieses Jahrzehnts die allgemeine Schulpflicht in Italien eingeführt hat. Inwieweit sie bisher durchgeführt worden ist, das ist im Auslande nicht bekannt und mag dahingestellt bleiben; jedenfalls hat man in Italien seit dem Tripoliskriege mehr Wert auf die Erreichung imperialistischer als kultureller Ziele gelegt, und die Staatsfinanzen befinden sich jetzt natürlich in einem so bejammernswerten Zustande, daß für Kulturaufgaben in Italien auf eine unabsehbare Zahl von Jahren hinaus kein Geld zur Verfügung stehen dürfte.

In einem Lande, in dem das Bedürfnis nach Zeitungslektüre vornehmlich nur bei den Männern der Ober- und Mittelschicht besteht, muß die Presse naturgemäß eine andere Physiognomie zeigen, wie etwa in Deutschland, wo die Frauen beinahe eifrigere Zeitungsleserinnen als die Männer sind, und wo auch ins entlegenste Bauerndorf vom nächsten kleinen Städtchen regelmäßig das Lokalblatt kommt. So ist denn in der Tat die italienische Presse im wesentlichen für Männer geschrieben, und abgesehen von den wenig zahlreichen sozialistischen Organen, die der Mailänder „Avanti“ alle turmhoch überragt, vertritt sie durchweg die Interessen der besitzenden Klassen. In allen Blättern, ganz besonders in den führenden Organen Oberitaliens, überwiegt die Politik und das, was mit ihr zusammenhängt, wenn auch in ziemlich weitem Sinne. Die römischen Zeitungen wandten vor dem Kriege ihre Aufmerksamkeit auch den schönen Künsten und Wissenschaften zu, immer natürlich mit Rücksicht auf den hieran anteilnehmenden Kreis ihrer Leser aus der Schar der Gelehrten und Künstler. Der breite Raum, den in der italienischen Presse die Politik einnimmt, beeinflußt naturgemäß stark die Denkweise des nicht der führenden Politikerschicht angehörenden Leserkreises, und zwar bis hinein in das geistig regsame Arbeiterpublikum. Wer je in Italien gewesen ist, weiß, mit wieviel Temperament dort auch der Arbeiter seiner politischen Meinung Ausdruck zu geben pflegt, wie er nach der Lektüre seiner Zeitung in lebhaft bewegten Gruppen auf der Straße

politisiert. Nur so ist in diesem noch zur Hälfte analphabetischen Lande der außerordentliche Einfluß der Presse auf die öffentliche Meinung, hier beinahe gleichbedeutend mit der „Piazza“, zu verstehen; dabei wird entsprechend dem leichterregbaren Blut des Südländers der sonst an öffentlichen Dingen keinerlei Anteil nehmende Kreis der Nichtleser mitgerissen. Wer in Italien die Presse beherrscht, beherrscht in ganz anderem Maße als anderwärts die öffentliche Meinung des ganzen Landes. Die Entente, die diplomatisch in Rom stets ausgezeichnet vertreten war, hatte das von jeher begriffen und von langer Hand ihre Netze gesponnen. Bei der alle Maße übersteigenden Bestechlichkeit der italienischen Zeitungen war es auch nicht schwer und nur eine Geldfrage, im rechten Augenblick alle Organe der öffentlichen Meinung von irgendwelcher Bedeutung einzufangen. Ueberdies besaß Frankreich seit jeher schon in Italien ein viel gelesenes und einflußreiches Organ zur Vertretung seiner politischen Interessen, den Mailänder „S e c o l o“. Er steht an Verbreitung, Geltung und Einfluß zwar erheblich hinter dem „Corriere della Sera“ zurück, ist aber der Auflage nach, die vor dem Kriege mit etwa 200 000 Exemplaren berechnet wurde, und die gegenwärtig vermutlich nicht unerheblich gewachsen sein wird, immerhin das zweitgrößte Blatt Italiens. Seine politische Haltung ist der des „Corriere“ entgegengesetzt; der „Secolo“ ist radikal, beinahe sozialistisch, und aus seiner Abneigung gegen die Monarchie hat er in geeigneten Augenblicken nie ein Hehl gemacht, wenngleich er sich mit dem entschiedenen Sozialismus der Richtung des „Avanti“ beileibe nicht identifiziert.

Schon zu Crispis Zeiten war der „Secolo“ entschieden dreibundfeindlich und das Organ der Irredenta; um so größer waren stets seine Sympathien für Frankreich. Man muß freilich wissen, woher diese Vorliebe für das Land kam, das den Italienern Nizza und Savoyen geraubt hat, und es ist notwendig, zu diesem Zwecke sich ein wenig mit der Vergangenheit des Blattes zu beschäftigen. Der „Secolo“ wurde im Jahre 1866 von dem bekannten Mailänder Musikverleger Edoardo S o n z o g n o gegründet, und die Società Editrice Sonzogno war viele Jahre Besitzerin des Blattes, dessen glänzendster Mitarbeiter lange Zeit der italienische Dichter

Felice Cavallotti war. Cavallotti, ein wütender Deutschenfeind und Irredentist, der schon als zwölfjähriger Schüler deutschfeindliche Verse geschrieben hatte, erfüllte Jahrzehnte hindurch den „Secolo“ mit seinem Geiste, und in unzähligen Aufsätzen bekämpfte er die damals aufrichtig deutschfreundliche Regierung. Er war ein Mann, der nicht nur über großen stilistischen und rhetorischen Schwung, sondern auch über persönlichen Mut verfügte. Wiederholt brachte ihn die rücksichtslose Aeußerung und Vertretung seiner Ueberzeugung ins Gefängnis; in der Kammer führte jede seiner Reden zu den stürmischsten Auftritten; schließlich fiel er im Jahre 1898 für seine Ueberzeugung im Duell. Cavallottis rücksichtsloses Eintreten für Italiens Anschluß an Frankreich hatte dem „Secolo“ schließlich geschäftlich ungemein geschadet; da zu jener Zeit der weit überwiegende Teil des Landes und fast die ganze übrige Presse dreibundfreundlich war, so ging das Blatt, namentlich nach der Gründung der „Tribuna“, geschäftlich sehr zurück und verlor außerhalb Mailands die meisten seiner Leser.

Der „Secolo“ stand damals vor dem Ruin. Da griffen die radikalen Parteiführer ein und sanierten das Unternehmen durch Zuführung bedeutender Mittel aus französischen Quellen. Hauptbesitzer wurde ein Mitglied der französischen Familie Gondrand, der Mitinhaber einer bekannten internationalen Speditionsfirma mit dem Sitze in Mailand, die in Frankreich, Deutschland und der Schweiz Niederlassungen hat. Gondrand brachte den „Secolo“ in enge Beziehungen zur französischen Regierung, die fortdauerten, als er vor mehreren Jahren seine „Secolo“-Anteile verkaufte. Es ist nicht schwer, zu erraten, in welche Hände diese Anteile übergingen; die Haltung des Blattes ließ noch mehr als zuvor den unverkennbar französischen Klang der Schmiergelder ahnen, mit denen die geschäftliche Maschinerie des „Secolo“ in Gang gehalten wurde. Der „Secolo“ hatte sich auch den Mut seines einstigen geistigen Leiters Cavallotti insofern zu wahren gewußt, als er seine gut honorierten französischen Sympathien stets mit aller Offenheit bekannte.

Um die publizistische Wirksamkeit Frankreichs in Italien zu verbreitern, sorgte der französische Botschafter in Rom Camille Barrère dafür, daß auch ein römisches Blatt

dem Verlage des „Secolo“ angegliedert wurde. Dessen Konsortium erwarb den „Messaggero“, so daß die Società Editoriale Italiana, diese „Italienische Verlagsgesellschaft“, die Verlagsfirma des „Secolo“, jetzt zwei verbreitete Blätter besitzt, die zwar in italienischer Sprache geschrieben sind, aber sozusagen französische Politik machen. Auch der „Messaggero“ („Bote“) ist ein verbreitetes Blatt, das vorwiegend von den römischen Kleinbürgern gelesen wird, und das vor dem Kriege besonderen Wert auf allerlei kleine unterhaltsame Mitteilungen aus aller Welt legte. Seine Politik ist wie die des „Secolo“ radikal; vielfach erscheinen in beiden Blättern die gleichen Leitartikel. So konnte man, bevor er Minister wurde, Bissolatis haßerfüllte Ausfälle gegen Deutschland und die Donaumonarchie gleichzeitig in Rom und in Mailand lesen.

Seine Gehässigkeit gegen Italiens frühere Bundesgenossen hat der „Secolo“ vom Augenblick des Kriegsbeginns an zu wahrer Virtuosität gesteigert. Die italienische Presse hat zwar in dieser Hinsicht durch die Bank das Menschenmögliche geleistet; in der pöbelhaften Beschimpfung Deutschlands, seiner führenden Männer und seiner Soldaten ist jedoch der „Secolo“ unübertroffen geblieben. Keine Verleumdung war zu niedrig, keine Lüge zu dumm, keine Schmähung zu gemein, um nicht von den geistigen Leitern des Mailänder Blattes mit Behagen aufgegriffen zu werden. Die Regierung des Herrn Salandra tat nicht das geringste, die Kübel von Unflat, die der „Secolo“ täglich über das damals wenigstens formell noch mit Italien verbündete Deutschland und Oesterreich-Ungarn ausgoß, einzudämmen. Schon dieser Umstand zeigte jedem, der sehen wollte, daß es der italienischen Regierung nur darauf ankam, die Volksmeinung umzustimmen und die Nation völlig in das Lager der Entente zu ziehen. Der „Secolo“ hat dabei sein Möglichstes getan. Daß er es in einer Form und Ausdrucksweise getan hat, wie sie vorher selbst von den ordinärsten Revolverblättern nicht gewagt worden ist, beweist, wie läuternd und veredelnd auch hier die vom „Secolo“ so hoch gepriesene französische Kultur, vermittelt durch reichliche Bestechungsgelder, gewirkt hat.



„Journal des Débats.“

Eine der seltsamsten Begleiterscheinungen der während des Krieges zutage getretenen Entartung des französischen Geistes war die Roheit und Verlogenheit, die wie auf einen Schlag aus den Veröffentlichungen der führenden Geister Frankreichs sprach. Gelehrte, Dichter, Literaten, Männer, die den Anspruch erheben konnten, als die geistigen Führer ihres Volkes geachtet zu werden, und in denen auch das Ausland die Verkörperung französischer Kultur und gallischen Intellekts gesehen hatte, alle diese Männer oder doch die meisten von ihnen schienen plötzlich eine lange zur Schau getragene Maske abgeworfen zu haben und ihr wahres Gesicht zu zeigen. Internationale Berühmtheiten wie der geistvolle Anatole France, wie der Philosoph Emile Boutroux, der Akademiker Henri Lavedan und sein in Deutschland viel gelesener Bruder in Apoll Maurice Donnay, wie der als Repräsentant neuzeitlicher französischer Tonkunst bei uns stets gewürdigte Camille Saint-Saëns, namhafte Gelehrte von der Sorbonne und anderen französischen Hochschulen — sie alle stellten sich wie auf stillschweigende Verabredung in den Dienst des Verleumdungsfeldzuges unserer Feinde, dessen Führung Frankreich übernahm und bis zum heutigen Tage nicht aus der Hand gegeben hat. Feine Köpfe, die es früher unter ihrer Würde gehalten hatten, sich mit anderen als ernsten kulturellen und ästhetischen Problemen zu beschäftigen, scharfsinnige Forscher, deren Namen in der gelehrten Welt den besten Klang hatten, entpuppten sich plötzlich als Schmähschreiber und Verleumder, die sich mit wenig Witz und viel Behagen die erlogenen Greuelgeschichten zu eigen machten, wie sie auf höheren Befehl von den armseligen

Sudlern der Pariser Hetz- und Sensationspresse Tag für Tag in immer neuen Varianten verzapft wurden. Keine Niedertracht war ihnen zu groß, keine Schmähung zu bösartig. Jede Scham war von ihnen gewichen, und das Bewußtsein, sich zu entehren und verächtlich zu machen, schien ihnen völlig abhanden gekommen, während sie die Deutschen, deren kulturelle und wissenschaftliche Leistungen sie früher anerkannt und hervorgehoben hatten, als eine Nation von Halbwilden, von Bestien und Verbrechern kennzeichneten, die in ihrem Blutrausch vor keiner Scheußlichkeit zurückschreckten. Fast noch schlimmer war bei diesen Männern das Bestreben, Deutschlands führende Geister, die Toten so gut wie die Lebenden, herabzuwürdigen, ihre Leistungen als unbeträchtlich, ja, als Nachempfindungen, wenn nicht als dreiste Plagiate ausländischer, vor allem natürlich französischer Vorbilder hinzustellen.

Man darf diese in der Geschichte eines führenden Kulturvolkes einzig dastehende Erscheinung nicht aus den Augen lassen, wenn man sich fragt, wie es möglich war, daß die gesamte französische Presse, die große wie die kleine, die minderwertige wie die ernsthafte, sich einhellig sofort gegen den Feind eines Tones befleißigte, dessen Rüdigkeit und Gemeinheit sich nur durch Nuancen voneinander unterschied. Selbst die gediegensten Pariser Blätter nahmen sich davon nicht aus, und es schien, als müßten sie durch ihr Einstimmen in den Schimpfchorus täglich von neuem ihren Patriotismus erweisen. Sogar das akademisch-würdevolle „Journal des Débats", das Blatt der Gelehrten und Literaten, der Sorbonne und der Akademie, machte den papiernen Schmähkrieg gegen die Deutschen mit, und wenn es auch nicht die virtuosen Leistungen der Sous-Blätter im Schleudern von Stinkbomben erreichte — augenscheinlich muß auch das gelernt sein —, so wurden seine Aeußerungen des Hasses und der Verachtung doch bedeutsam für die Beeinflussung der französischen Volksstimmung, gerade, weil man sie ernster nahm, als die Kübel Unrats, wie sie etwa der „Matin" täglich über die Pariser Gassen ausgoß. Man las im „Journal des Débats" weniger platte Gemeinheiten als versteckte Bosheiten und mit seriösem Mäntelchen umkleidete Gehässigkeiten wider

den Feind. Das Blatt brachte fast als einziges unter den zahlreichen Pariser Zeitungen auch bald wieder ernsthafte, mit dem Kriege nicht in Verbindung stehende Beiträge, und man konnte zwischen seinen Spalten erkennen, daß doch noch nicht jegliches Geistesleben in Frankreich erstorben war. Wissenschaftliche Berichte aus den gelehrten Gesellschaften, literarische Essays und historische Reminiszenzen ließen erkennen, daß das „Journal des Débats“ nach wie vor den Bedürfnissen eines anspruchsvolleren Leserkreises diente. Doch diesen Leserkreis machen gerade jene Männer aus, die ihre Mitwirkung am Kriege in jenem Paroxysmus des Hasses und der Verleumdung betätigten, der so plötzlich an die Stelle ihrer besseren Vernunft und Einsicht getreten war. Nur so ist es wohl zu verstehen, daß auch dieses geistig führende Blatt Frankreichs sein Papier nicht rein von der Schmähsucht und Verhetzung gehalten hat, daß es alle seine Ueberlieferungen und seine Würde in den Wind schlug, um seinen Haß gegen den Feind in der in Frankreich nun einmal üblichen Weise zum Ausdruck zu bringen.

Das „Journal des Débats Politiques et Littéraires“ — so lautet sein vollständiger Titel — ist heute Frankreichs älteste Tageszeitung. Nur die „Gazette de France“, die schon im Jahre 1631 gegründet ist, die aber vor zwei Jahren ihr Erscheinen bis nach Beendigung des Krieges eingestellt hat, blickt auf ein höheres Alter zurück. Das „Journal des Débats“ knüpft mit seiner Entstehung an die größte Epoche der französischen Nation an; es ist ein Kind der Revolution, wenige Wochen nach der Erstürmung der Bastille, am 29. August 1789, ins Leben gerufen. Sein Gründer war der Advokat Gaultier de Biauzat aus Clermont, sein Zweck die Berichterstattung über die Sitzungen des Nationalkonvents. Es war ein Winkelblättchen ohne Bedeutung, das anfangs den Namen „La Loi et les Décrets“ führte. Um das Jahr 1800 kam die Zeitung durch Kauf in den Besitz von Louis François B e r t i n, dem Begründer der berühmten Journalistendynastie, in deren Händen sich das Blatt noch heute befindet. Bertin hatte nach dem Sturze Robespierres bereits den „Eclair“ herausgegeben, der im Jahre 1798 vom Direktorium aber

wegen seiner royalistischen Gesinnung unterdrückt wurde. In seinen Händen wurde die von ihm erworbene Zeitung, der er den heutigen Namen gab, bald das bedeutendste Organ der monarchisch gesinnten Partei. Aber schon im Februar 1801 machte Bertin sich mißliebig; wegen angeblicher Verschwörung mit England ließ Bonaparte ihn verhaften, und er wurde nach Italien ausgewiesen. Seither wurde Bertin Anhänger der Bourbonen. Nach Napoleons Krönung zum Kaiser der Franzosen durfte Bertin nach Paris zurückkehren. Sein Blatt mußte aber fortan auf Befehl Napoleons den Titel „Journal de l'Empire" führen und erhielt zwangsweise einen dem Kaiser genehmen Leiter namens Fiévée, der dem Blatt einen offiziösen Anstrich gab. Gleichzeitig wurde Bertin seines Besitzes an der Zeitung entkleidet, und eine Gruppe von Aktionären führte das Unternehmen weiter. Nach der Verbannung des Kaisers nach Elba ging die Zeitung wieder in den Besitz Bertins und seines jüngeren Bruders über und nahm wieder den Titel „Journal des Débats" an. Mit der Rückkehr der Bourbonen schwang sich dieses zum führenden Organ der Hauptstadt auf und blieb fortan der Verteidiger der legitimen Monarchie. Nach der Julirevolution unterstützte Bertin die Orléans; er starb im Jahre 1841, ein Jahr vor seinem Bruder und Teilhaber, dem Bertins des Aelteren Sohn Louis Marie Armand als Leiter der Zeitung folgte. Auch nach der Revolution von 1848 hielt „Journal des Débats" an seinem ursprünglich liberal-konservativen Standpunkt fest; mit Takt und Geschick steuerte die Familie Bertin die Zeitung durch alle Umwälzungen des Regimes hindurch; sie blieb trotz zahlreicher Neugründungen stets das Organ der Gebildeten und wußte ihren vornehm-akademischen, stets kühlen und würdigen Ton zu wahren.

Schon früh wurde das „Journal des Débats" ein Sammelpunkt der bedeutendsten französischen Politiker und Literaten. Chateaubriand, Villemain, Nodier, Janin, „der Fürst der Kritiker", waren seine Mitarbeiter; im Jahre 1830 führte die Zeitung mit dem fortlaufenden Abdruck von Romanen eine bahnbrechende Neuerung ein. Nach dem Abdruck einiger kleiner Erzählungen brachte das „Journal des

Débats" Eugène Sues berühmten Roman „Die Geheimnisse von Paris", später Dumas' des Aelteren „Drei Musketiere". Dadurch brachte das Blatt es zu einer Auflage von 10 000 Exemplaren, was für die damalige Zeit eine bedeutende Verbreitung war. Auch in Deutschland wurde es in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelesen; es hatte damals mehr als 600 deutsche Abonnenten. Auf Louis Marie Armand Bertin folgte dessen älterer Bruder Edouard Bertin als Hauptleiter der Zeitung, der ursprünglich Landschaftsmaler gewesen war, und der im Jahre 1871 starb. Unter der dritten Republik wandte sich „Journal des Débats" allmählich einem gemäßigten Republikanismus zu; von 1871 bis 1883 leitete es Jules Bapst, dem Georges Patinot folgte, nach dessen Tod im Jahre 1895 die Leitung an de Nalèche überging. Er trug den veränderten Zeitverhältnissen dadurch Rechnung, daß er das Blatt zu einer großen Abendzeitung umgestaltete, ohne aber ihren Grundcharakter zu ändern. Sie blieb die vornehmste französische Zeitung, und die meisten ihrer literarischen Kritiker, wie Jules Janin, Weiß, Lemaître, Faguet und Henri de Régnier erlangten den palmengestickten Frack der Unsterblichen. Darum nannten die Pariser Literaten das „Journal des Débats" gern das „Vorzimmer zur Akademie". Auch in rein geschäftlicher Hinsicht hat das „Journal des Débats" bis zum heutigen Tage seinen Schild rein gehalten; es ist eines der wenigen Blätter in Paris, von dem man mit Gewißheit sagen kann, daß es unbestechlich ist. In seinen Spalten gibt es keine bezahlten „Echos"; seine Verwaltung nimmt nicht teil an den berüchtigten „frais de publicité", mit denen die Pariser Banken skrupellos die öffentliche Meinung für faule Emissionen beeinflussen. Seine Buchkritiken sind nicht von den Verlegern bezahlt, sein literarisches und künstlerisches Urteil ist nicht feil. Nur am Panamaskandal war das Blatt nicht unerheblich beteiligt; aber es gab damals in Paris keine Zeitung, die die ihr aufgedrungenen Panama-Trinkgelder zurückgewiesen hätte.

„Frankreichs Presse", hat Paul Fort einmal gesagt, „ist ein Schweinestall." Und Emile Verhaeren, der belgische Dichter, nannte sie einen Schandfleck der französi-

3*

schen Kultur. Das „Journal des Débats“ ist von diesem harten, aber gerechten Urteil auszunehmen. Wäre die Mehrzahl der französischen Zeitungen seiner Sinnesart, es stände heute besser um die „Grande Nation“. So aber muß dieses Organ der französischen Bildung und Intelligenz wohl mit den Wölfen heulen, haben sich doch, wie eingangs gesagt, selbst die geistigen Führer der Nation von dem Gift der Lüge, der Verleumdung und Niedertracht infizieren lassen, das von der das ganze Land überflutenden Hetzpresse in nie unterbrochenem Strahl verspritzt wird. Und wenn die Verbreitung des „Journal des Débats“ auch, gemessen an der Riesenauflage der Hetzblätter, nur gering ist, so wirkt seine Feindseligkeit gegen uns in der Welt doch ebenso schädlich; denn es ist die Geltung eines altangesehenen Blattes, die dergestalt wider Deutschland in die Wagschale geworfen wird.





Die welsche Schweizerpresse.

Man kann sagen, daß die internationale Bedeutung der Presse eines Landes der weltpolitischen Geltung entspricht, die dieses Land im Rate der Völker genießt. Nur vereinzelte Ausnahmen gibt es von dieser Regel, die gerade während des Krieges ihre Gültigkeit erwiesen hat. Wer hätte sich z. B. in Friedenszeiten außerhalb der Eidgenossenschaft um die französischen Zeitungen der Westschweiz gekümmert! Die Schweiz, seit hundert Jahren das klassische Land unbedingter Neutralität, war allen Welthändeln, allen internationalen Zwistigkeiten und Eifersüchteleien entrückt, und ihre drei Volksstämme bildeten bei aller Verschiedenheit der Sprache und des kulturellen Lebens ein einig Volk von Brüdern. Die Presse legte das Hauptgewicht auf die eigenen schweizerischen Angelegenheiten, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Enge der Kantone ein wenig auch den Blick und den Gesichtskreis der Zeitungen einschränkte, jenen Geist förderte, den die Deutsch-Schweizer Kantönligeist nennen. Das änderte sich mit einem Schlage, als, zunächst zwischen Deutschland und Frankreich, der Telegraphendraht durchschnitten, der Schienenstrang unterbrochen wurde. Den modernen Zeitgenossen, der im Zeichen des Weltverkehrs aufgewachsen war, dünkte es zunächst unfaßbar, daß man nicht mehr von Paris nach Berlin telephonieren, daß man nicht mehr in einer Nacht von Köln oder Straßburg in die französische Hauptstadt reisen konnte. Eine undurchdringliche Mauer hatte sich plötzlich zwischen zwei großen Kulturvölkern aufgerichtet, und diese Mauer bestand aus Bajonetten.

In jenem Augenblick besannen die kriegführenden Völker sich der Neutralen. Und da Belgien mit in den

Krieg gezogen wurde, so war die Schweiz wie von der Natur dazu ausersehen, zwischen den feindlichen Ländern eine Brücke zu bilden. Genf, Bern, Zürich und Basel wurden Hauptquartiere der Zeitungskorrespondenten, und die schweizerische Presse, als natürliche Vermittlerin des Nachrichtenaustausches zwischen den kriegführenden Nationen, sah plötzlich die gespannte Aufmerksamkeit der in Waffen stehenden Völker auf sich gerichtet. Es gibt Menschen, die ihre natürliche Haltung verlieren, sobald sie sich von einer größeren Oeffentlichkeit beachtet wissen, und deren zwanglose Art, sich zu geben, sogleich einer gespreizten Wichtigtuerei weicht; die, weil sie wissen, daß man ihnen zuhört, unaufhörlich reden zu müssen glauben, und deren Charakter nicht so gefestigt ist, daß sie nur das aussprechen, was ihre wahre Meinung ist, sondern auch das, was die Zuhörer gern vernehmen. Man muß sagen, daß die Presse der welschen Schweiz unter den scharfen Blicken der französischen Nation nicht gerade gewonnen hat, und daß sie allzu liebedienerisch beflissen war, das zu sagen, was ihre neuen Leser jenseits des Jura hören wollten. Von den Franzosen früher so gut wie gar nicht beachtet, dünkte sich nun manches Blatt und manches Blättchen ein „Matin", und es glaubte seiner vermeintlichen Bedeutung etwas zu vergeben, wenn es sich nicht schleunigst die saftige Tonart des vorbildlichen Boulevardblattes aneignete. Und wenn sich diese Tonart auch bezahlt gemacht haben wird, wenn auch die einheimischen Leser nur selten an ihr Anstoß genommen haben, so darf man doch die Vermutung äußern, daß sie den Besitzern der Hotels und Pensionate in der französischen Schweiz noch einmal leid tun wird.

Diese etwas sonderbare Art, die vom Bundesrat erklärte Neutralität zu wahren, läßt sich nur schwer mit dem Umstand entschuldigen, daß die Westschweiz eine kulturelle Provinz Frankreichs, daß Genf, nächst Paris, ein Mittelpunkt französischen Geisteslebens ist. Denn man könnte entsprechende Vergleiche mit der deutschen Schweiz ziehen, die wahrlich nicht zum Vorteil des welschen Teiles der Eidgenossenschaft ausfallen. Jedenfalls hat man bis zum heutigen Tage in keinem deutschsprachigen Schweizer-

blatt Ausfälle gegen Frankreich gelesen, die auch nur leise an das anklingen, was sich das „Journal de Genève“, die „Gazette de Lausanne“, „Genevois“, „La Suisse“, die „Tribune de Genève“ und ihre Gesinnungsgenossen tag-täglich Deutschland gegenüber leisten. Man würde es be-greiflich finden, daß alle diese in französischer Sprache ge-schriebenen Blätter mit der Sache Frankreichs sympathi-sieren; aber es liegt nicht eigentlich ein innerer Anlaß vor, daß sie auch für England fühlen, das den schweizerischen Handel lähmt, die schweizerische Industrie schwer schädigt und durch völkerrechtswidrigen Zwang nicht nur das Selbst-bestimmungsrecht der Eidgenossenschaft mit Füßen tritt, sondern sogar die Ernährung des Schweizervolkes gefähr-det. Es ist nicht recht verständlich, weshalb die Zeitungen der Westschweiz sich für Rußland begeisterten, das zwar mittlerweile, unter der Wirkung der erlittenen Nieder-lagen, zur Republik geworden ist, das aber als zaristische Autokratie den Krieg begann, als eine Autokratie, gegen deren brutale Willkür Rußlands eigene Landeskinder ge-rade in der freien Schweiz stets eine sichere Zuflucht ge-sucht und gefunden hatten. Doch die Sache der Entente ging der welschen Presse über die des eigenen Landes; sie hatte jedes Gefühl dafür verloren, daß sie ihre deutsch-sprechenden Landsleute schmähte, wenn sie den Deutschen, die ja mit diesen Landsleuten eines Stammes sind, alle in Paris erfundenen Greuelgeschichten nachsagte, wenn sie die deutschen Soldaten Hunnen und Barbaren nannte, wenn sie für alle, noch so dreisten Uebergriffe aus dem Ententelager Gründe der Entschuldigung und Beschönigung beizubringen sich bemühte, während ihr jeder irrtümliche Bombenabwurf deutscher Flieger über schweizerischem Ge-biet willkommenen Anlaß zur Hetze bot.

Von dieser Art der Publizistik hielten sich selbst die angesehensten Blätter der französischen Schweiz nicht fern. Das „Journal de Genève“ z. B. ging den kleineren Organen nicht nur mit schlechtem Beispiel voran; es scheute sich neuerdings auch nicht, die Annexion Elsaß-Lothringens durch Frankreich und die Schaffung eines rheinischen Puf-ferstaates als im Interesse der Schweiz liegend zu fordern. Und zwar trat dafür nicht etwa irgendein Einsender, son-

dern der Herausgeber des „Journal de Genève“, Georges Wagnière, in Person ein. Dieser Herr mit dem ungemein echt klingenden französischen Namen treibt also auf eigene Faust Politik, die der neutralen Haltung der schweizerischen Regierung strikt zuwiderläuft; er vertritt offen und unzweideutig die Interessen der Feinde Deutschlands. Von Anfang an hat das auch der mittlerweile verstorbene Leiter der „Gazette de Lausanne“, der Nationalrat und Oberst Secrétan, getan, dessen Blatt in bezug auf Gehässigkeit gegen Deutschland seit Kriegsbeginn sozusagen tonangebend war. Die „Gazette de Lausanne“ brachte es sogar fertig, die deutschen Heeresberichte zu unterdrücken und zu verstümmeln, wenn sie Siegesmeldungen enthielten, und auf die Beschwerden ihrer schweizerischen Leser diese Art von Neutralität mit Raummangel und Arbeitsüberhäufung zu entschuldigen. Angesichts solcher Vorbilder braucht man sich natürlich nicht zu wundern, daß Blättchen wie die Genfer „Suisse“ sich Tag für Tag in den dreistesten Beschimpfungen Deutschlands ergehen. In verschiedenen Fällen hat die schweizerische Regierung eingegriffen; so wurde der „Courrier de Vevey“ auf Antrag der Preßkontrollkommission nach wiederholter Verwarnung auf zwei Monate verboten; das gleiche Schicksal traf den „Petit Jurassien“, der zu Münster im Berner Jura erscheint, und dessen Redakteur Froidevaux wegen böser Hetzereien gegen Deutschland zu viermonatiger Gefängnisstrafe verurteilt wurde.

Wenn die Abneigung gegen Deutschland so weit geht, daß manche Presseleute der welschen Schweiz sich nicht einmal durch die Furcht vor dem Strafrichter zur Mäßigung bestimmen lassen, so müssen sehr starke und wirksame Kräfte am Werke sein, die den Haß und die Feindschaft geflissentlich schüren. Es gibt auch zu denken, daß es gerade die kleinen Blättchen sind, deren Sprache am maßlosesten und dreistesten ist, während die größeren Zeitungen mit sicherem Gefühl für das, was sie sich gerade noch erlauben dürfen, auf des Messers Schneide zu balanzieren wissen. Ihr journalistisches Geschick ist auch groß genug, um nicht die verborgenen Fäden sehen zu lassen, die zu den

Drahtziehern an der Seine führen. Man hat manches über den gewaltigen Apparat erfahren, mit dem die französische Regierung die Stimmung in den neutralen Ländern beeinflußt. Seine unheilvolle Wirksamkeit zeigt sich nirgends so deutlich, wie in der französischen Schweiz. Ob das Land freilich nicht dereinst bedauern wird, dieser Propaganda Tür und Tor geöffnet zu haben, das wird sich erst zeigen, wenn einmal die Waffen ruhen.





„The Daily Telegraph" und „The Morningpost".

Nirgendwo hat die Konzentration im Zeitungsgewerbe einen so gewaltigen Umfang angenommen, wie in England. Das erscheint vielleicht seltsam in einem Lande, dessen nationaler Grundzug erzkonservativ ist, unbeschadet seiner alten freiheitlichen Einrichtungen und seiner freilich nur pseudodemokratischen Regierung, die in Wirklichkeit die Willensvollstreckerin des Hochadels und des mit ihm versippten und verbündeten Großkapitals ist. Man sollte annehmen, daß der englische Hang am Althergebrachten auch in der Anhänglichkeit der Nation an ihre alten Organe der öffentlichen Meinung zum Ausdruck kommen müßte, daß es dem Briten widerstrebt, sich sein politisches Glaubensbekenntnis von Erzeugnissen der Massenproduktion predigen zu lassen. In der Tat war auch der Engländer bis in die Nähe der Jahrhundertwende so gesonnen, und erst gegen Ende des victorianischen Zeitalters trat darin ein jäher Umschwung ein.

Der Gründe für diese Gesinnungsänderung gibt es mancherlei. Rein äußerlich war es der moderne Industrialismus, der vor etlichen zwanzig Jahren, ungefähr gleichzeitig in England, Frankreich und Deutschland, auch das Zeitungsgewerbe ergriff, der im Zeitalter des Verkehrs die gigantischen Expansionsmöglichkeiten erkannte, die sich der Presse bei ungehemmter Ausnutzung aller technischen Errungenschaften auf großkapitalistischer Grundlage eröffneten, und der Persönlichkeiten hochbrachte, die unter skrupelloser Anwendung aller, auch der bedenklichsten Mittel in unglaublich kurzer Zeit die Presse des Landes geradezu revolutionierten. Es genügt, den Namen des

Lord Northcliffe zu nennen. Auch die neuen Wege, die die seit der Thronbesteigung König Eduards VII. aus ihrer „splendid isolation“ herausgetretene englische Politik einschlug, bedingten eine neuartige, die breiten Massen gewinnende, grobschlächtige und auf Sensation gestellte Presse, eine Presse, der überdies von der Regierung, die sich ihrer suggestiven Wirkung geschickt bediente, jede Unterstützung zuteil wurde, deren sie bedurfte. Schließlich war es die natürliche Reaktion wider den allzu starren Konservativismus der englischen Presse beider Parteirichtungen, die sich in dem Verlangen nach einer lebhafteren, unterhaltenderen, die Neuigkeitsgier stärker reizenden Zeitung äußerte, nach Blättern, die der sehr geringen Bildung des Durchschnittsengländers angepaßt waren, und die sich dieser englischen Unbildung in gewissenloser Weise für ihre Zwecke bedienten.

Man weiß, daß diese Massen- und Sensationspresse heute England beherrscht, tyrannisiert und ausbeutet. Einige wenige Zeitungsmagnaten diktieren die öffentliche Meinung, und nur noch gering ist die Zahl der Blätter, die sich, wenigstens geschäftlich, ihre Unabhängigkeit bewahrt haben. Das gilt sowohl für die konservative wie für die liberale Presse; allerdings sind die Verwüstungen, die die durchweg natürlich imperialistische Hetzpresse angerichtet hat, am größten unter den Organen konservativer Richtung. Die meisten von ihnen, in London wie in der Provinz, werden vom Northcliffe-Konzern kontrolliert; eines der ältesten und angesehensten Toryblätter, der „Standard“, ist während des Krieges, nach einer ruhmvollen neunzigjährigen Geschichte, eingegangen, nachdem das einstige Hauptorgan der konservativen Partei noch im Jahre 1904 für 700 000 Pfund Sterling an Mr. Arthur Pearson verkauft worden war. Aber gerade dieser Uebergang in die Hände eines der großen Massenverleger hatte dem „Standard“ den Todesstoß gegeben. Pearson stieß, sicherlich nicht ohne Millionenverluste, das zusehends herunterkommende Organ noch rechtzeitig ab, um nicht die gesamten dafür gezahlten 14 Millionen Mark zu verlieren.

Nur zwei unabhängige konservative Blätter großen Stils gibt es heute noch in London, den „Daily Tele-

graph" und die „Morningpost". Von ihnen ist der „Daily Telegraph" die weitaus verbreitetere Zeitung, die bis zum heutigen Tage fest im Lande wurzelt, und deren Aufsaugung und Unterdrückung Lord Northcliffe nicht gelungen ist. Ihr festbegründetes Ansehen stammt noch aus der Zeit, in der sie als ein neuartiges Zeitungsunternehmen lange Jahre einzig dastand; denn der „Daily Telegraph" war das erste Pennyblatt in England. Er wurde im Jahre 1855 gegründet, konnte aber anfangs trotz seiner Billigkeit den Wettbewerb mit den übrigen Zeitungen Londons, deren keine weniger als drei Pence kostete, nicht aufnehmen, weil die Zeitungen damals in England mit großen Abgaben, besonders einem Zeitungsstempel, belastet waren. Das Blatt verkrachte und wurde von einem Teilhaber der Druckerei übernommen, in der es hergestellt worden war. Dieser Druckereibesitzer, ein Mr. Levi, hielt trotz dem Fehlschlage den Gedanken eines Pennyblattes für so gut, daß er den „Daily Telegraph" unter schweren Mühen und Anstrengungen über Wasser hielt, bis Gladstone den Zeitungsstempel aufhob. Nun begann eine Zeit rapider Entwicklung in der gesamten englischen Presse. Aber der Vorsprung, den der „Daily Telegraph" durch seinen niedrigen Preis hatte, war so groß, daß er bald alle anderen Blätter durch die Höhe seiner Auflage schlug. Es kam hinzu, daß er ein liberales Organ war, und damals, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, beherrschte der liberale Gedanke in England vollkommen das öffentliche Leben. Der „Daily Telegraph" wurde das Blatt des Bürgertums, das er, außer durch seine liberale Haltung, auch durch die anregende und lebendige Art gewann, in der er geschrieben war.

In der Leitung des Unternehmens stand dem genannten Mr. Levi von Anfang an sein Sohn zur Seite, der immer mehr das geistige Haupt des Betriebes wurde. Rasch gelangten die Besitzer zu Reichtum und Ansehen; sie wandelten ihren Namen in Lawson um, ein Mittel zum Zweck, in der vornehmen englischen Gesellschaft Fuß zu fassen. Mit großem Geschick wußte Lawson junior — der Vater war mittlerweile gestorben — in der Haltung des „Daily Telegraph" den politischen Wandlungen in England Rechnung

zu tragen, und als gegen Ende der siebziger Jahre die Tories hochkamen, ging die Zeitung vorsichtig und unauffällig ins konservative Fahrwasser über, das sie seit dem Jahre 1878 nicht mehr verlassen hat. Ihre größte Verbreitung erreichte sie um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als sie ihre Auflage auf mehr als 300 000 Exemplare gesteigert hatte. Der „Daily Telegraph" war zu dieser Zeit eine journalistische Großmacht, ein politischer Faktor ersten Ranges, und sein Besitzer unterhielt enge Beziehungen nicht nur zu den Führern der konservativen Partei, sondern auch zum Hofe, und der Prinz von Wales war regelmäßiger Gast auf dem Landsitz Mr. Lawsons. Nach seiner Thronbesteigung erhob Eduard VII. den Besitzer des „Daily Telegraph" zum Lord Burnham, und der Sohn des einstigen kleinen Druckereibesitzers Levi nahm einen Sitz im Oberhause ein. Lord Burnhams ältester Sohn, der Dritte dieser Zeitungsverlegerdynastie, ist bereits seit länger als einem Menschenalter Mitglied des Unterhauses und einer der verhältnismäßig wenig zahlreichen englischen Parlamentarier, deren Namen man auch im Auslande kennt.

Die engen Beziehungen der Besitzer des „Daily Telegraph" zum englischen Königshofe dauern auch unter der Regierung des gegenwärtigen Königs fort; freilich hat die Zeitung seit den Tagen, da auf das Kabinett Balfour die liberale Aera folgte, an politischer Bedeutung verloren, zumal sich die Konservativen völlig von der Northcliffepresse haben ins Schlepptau nehmen lassen. Um nicht von deren lautbrüllendem imperialistischen Chorus völlig übertönt zu werden, hat seit dem Kriegsbeginn auch der „Daily Telegraph" kraftvoll in das mißtönende Horn der Deutschenhetze gestoßen; auch er befleißigt sich des vorlauten, anmaßenden Tones der „Times" und der „Daily Mail"; aber es ist keine wirkliche Macht mehr, die hier spricht, und man hört deutlich das Bestreben heraus, mit dabei zu sein und sich um keinen Preis überschreien zu lassen. Doch das wird, sofern in England nicht bald ein völliger Stimmungsumschwung und eine Abkehr der öffentlichen Meinung von der Sensationspresse eintreten sollte, auf die Dauer dem „Daily Telegraph" nicht gelingen. Ist doch seine Auflage im Vergleich zu der der Northcliffe-Presse keineswegs mehr impo-

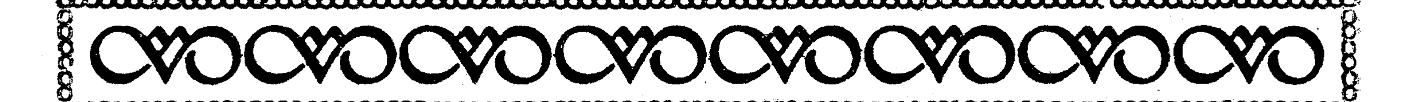
sant. Nach den letzten darüber bekannt gewordenen, aus der Mitte des Jahres 1917 stammenden Ziffern belief sich die Auflage auf 183 000 Exemplare; das ist unter den großen Londoner Morgenzeitungen die drittkleinste Verbreitungsziffer. Geringer ist nur noch die Verbreitung der „Times“ und der „Morningpost“. Dabei darf man aber nicht außer acht lassen, daß die „Times“ niemals eine Massenauflage gehabt hat, und daß sie, die schon vor Jahren bis auf 35 000 Exemplare gesunken war, in den Händen Lord Northcliffes, zumal, nachdem sie im Frühjahr 1914 ebenfalls Pennyblatt geworden war, einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, durch den ihre Auflage bis auf 140 000 Exemplare festverkaufter Nummern angewachsen ist.

Nur 50 000 Nummern setzt die hochfeudale „Morningpost“ ab, eine Zeitung, die bereits 145 Jahre alt ist, und die schon in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts, während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, eine politische Rolle gespielt hat. Die damals eben gegründete Zeitung wurde zunächst als Flugblatt vertrieben, weil der Besitzer den Zeitungsstempel in Höhe von einem Penny sparen wollte. Dagegen wandte sich aber auf Betreiben der übrigen Zeitungsverleger die Regierung, und die „Morningpost“ mußte sich, wenn sie ihr Erscheinen nicht einstellen wollte, bequemen, ebenfalls den Zeitungsstempel zu bezahlen. Um aber trotzdem billiger als alle anderen Blätter zu sein, setzte sie den Verkaufspreis auf anderthalb Pence fest, wodurch sie zu jener Zeit die preiswerteste aller englischen Zeitungen wurde. Erst in unseren Tagen ist der Gedanke des Halfpenny-Blattes von Alfred Harmsworth, dem späteren Lord Northcliffe, mit der Begründung der „Daily Mail“ wieder aufgenommen worden. Auch die „Morningpost“, die die älteste Morgenzeitung Londons ist, und die während des ersten halben Jahrhunderts ihres Bestehens gleichfalls ein liberales Organ war, gehörte Generationen hindurch zu den führenden Blättern der englischen Presse. Die bedeutendsten englischen Schriftsteller waren ihre Mitarbeiter; auch heute legt sie nicht geringen Wert darauf, daß Rudyard Kipling für sie schreibt. Sie ist, nachdem bereits im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aus dem liberalen ein konservatives Blatt geworden war, das Leib-

blatt des Adels, das man auch bei Hofe mit Vorliebe liest, und dessen Ansehen durch diesen Umstand trotz der verhältnismäßig geringen Verbreitung auch heute noch unerschüttert ist. Der gegenwärtige Besitzer, ein sehr reicher Schotte namens Tennant, soll, so heißt es wenigstens, seiner eigenen Gesinnung nach der liberalen Partei zuneigen; in der Haltung des ultrafeudalen und stockkonservativen Blattes ist davon jedoch nicht das geringste zu merken. Auch die „Morningpost" ist von hemmungsloser Deutschenfeindschaft beseelt; sie hat, früher vornehm im Ton, seit dem Kriegsausbruch ohne Scheu die wildeste Hetze getrieben, und ihre Haltung dürfte kein schlechtes Spiegelbild der Gesinnung sein, die bei Hofe und in den ihm nahestehenden Kreisen derzeit gehegt wird.

So sind, eine Wirkung der alles vergiftenden Northcliffe-Presse, auch zwei so gediegene, ursprünglich vornehme Organe wie der „Daily Telegraph" und die „Morningpost" in den wilden Strudel der Gehässigkeit geraten, in dem jede ruhige, nüchterne und sachliche Ueberlegung in England zu versinken droht. Es ist zweifellos weit weniger der persönliche Geschmack an Sensationsjournalismus Northcliffescher Färbung, als die Furcht, von dem immer gewaltiger ausgreifenden Mitbewerber aus dem Felde geschlagen zu werden, die diese beiden, heute wirtschaftlich noch unabhängigen Londoner Zeitungen zu ihrer im Kriege eingenommenen Haltung veranlaßt. So schlägt die giftige Saat des Völkerhasses selbst da Wurzeln, wo man in Wirklichkeit vor Northcliffeschen Methoden unverkennbar Abscheu hegt.





„Le Figaro."

„Loué par ceux-ci, blâmé par ceux-là, me moquant des sots, bravant les méchants, je me presse de rire de tout ... de peur d'être obligé d'en pleurer." Diese Worte des Figaro aus Beaumarchais' unsterblicher Komödie zieren seit seiner Begründung als Motto den Kopf des Boulevardblattes, das, „gepriesen viel, und viel gescholten", in der Tat dereinst seinen Stolz darein setzte, „sich über die Dummköpfe lustig zu machen und die Schlechten zu bekämpfen; das sich zwang, über alles zu lachen, aus Furcht, darüber weinen zu müssen." Doch längst sind die Zeiten vorüber, da der „Figaro" seiner Devise treu war, da er, sprühend von gallischem Witz und romanischem Temperament, die besten Köpfe und die geistreichsten Federn Frankreichs um seine Fahne scharte. Es waren die Zeiten des zweiten Kaiserreichs und des ersten Jahrzehnts der dritten Republik, als der „Figaro" auf der Höhe seiner Macht und seiner Geltung stand, als Aurélien Scholl, einer der glänzendsten und streitbarsten Mitarbeiter des Blattes, in bissigen Satiren seinem Grundsatz huldigte: „Verachte das traurige Gezücht der Menschheit und spotte ihrer." Als der geniale Hippolyte de Villemessant, einer der glänzendsten Journalisten des 19. Jahrhunderts, die witzigsten und geistreichsten Tagesschriftsteller Frankreichs zu jenem einzigartigen Mitarbeiterstabe vereinigt hatte, dem Männer wie Henri Rochefort, Nestor Roqueplan, wie Napoléon Lespès, als Leitartikler bekannt unter dem Namen Timothé Trim, wie Henri de Pène, Théodore de Bauville, Albert Wolff, dessen Wiege in der alten deutschen Stadt Köln gestanden hatte, und der doch das pariserischste Französisch schrieb, wie Francisque Sarcey, Edmond About

und Albéric Second, Charles Mouselet und Francis Magnard, Villemessants späterer Nachfolger in der Leitung des Blattes, angehörten. In der Tat, längst sind diese Zeiten vorüber, und der Ruhm des „Figaro“ ist verblichen wie der Liebreiz einer graziösen Schönen, deren Gefälligkeit zur Gemeinheit geworden ist, und die, nun runzelig und zerfressen, ihre unzweideutigen Linien und Falten nur mühsam unter rosiger, stark duftender Schminke verbirgt.

Als Hippolyte de Villemessant im Jahre 1854 den „Figaro“ gründete, herrschte in Frankreich die Zensur des Kaiserreichs, und die Beschäftigung mit der Politik war für ein freimütiges Blatt nicht ungefährlich. Schon einmal war, von Nestor Roqueplan, eine Zeitung gleichen Namens begründet worden, doch die Zensur hatte ihr das Lebenslicht bald ausgeblasen. So übte der unter dem Namen des vorlauten Barbiers von Sevilla wiedererstandene Spötter seinen Witz vornehmlich an der Gesellschaft, und nur mit der gebotenen Vorsicht zückte er die spitzige Feder gegen das Kaiserhaus. Bald war das erst einmal, später zweimal wöchentlich erscheinende Blatt der Liebling aller derjenigen, gegen deren kleine und große Schwächen es vom Leder zog; sie fürchteten seine geistreichen Bosheiten, aber sie verschlangen sie mit Behagen, zumal dann, wenn sie gegen die lieben Nächsten gerichtet waren. Vom Jahre 1865 an wurde der „Figaro“ Tageszeitung, und die sensationelle Pikanterie, die aus jeder Zeile des Blattes sprühte, machte es alsbald zur gelesensten Zeitung der französischen Hauptstadt. Der Sturz des Kaiserreichs focht den „Figaro“ nicht an; er, der bis dahin sein Mütchen am Hofe Napoleons und Eugeniens gekühlt hatte, wurde nun antirepublikanisch und machte sich so zum Leibblatt der vornehmen Gesellschaft des Faubourg Saint-Germain. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das Unternehmen in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt, deren Aktionäre gewaltige Erträgnisse einheimsten. Zwei Millionen Francs soll das Blatt damals im Jahre abgeworfen haben, und Villemessant, der im Jahre 1879 starb, hinterließ ein gewaltiges Vermögen. Seine Nachfolger wurden Francis Magnard, de Rodays und A. Périvier. Magnard war gleichfalls ein geistvoller und feinsinniger

Kopf, ein Schriftsteller von Phantasie und Eigenart. Er hatte bis zu seinem im Jahre 1894 erfolgten Tode die Oberleitung, in der ihm de Rodays folgte. Rodays war ein überzeugter Monarchist, ein amüsanter Plauderer, aber kein überragender Geist; noch weniger galt das für Périvier, dessen Begabung vornehmlich auf geschäftlichem Gebiete lag. In jenen Jahren, am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, erwuchs dem „Figaro" der gefährliche Wettbewerb der Sousblätter, deren Typus der damals rasch aufkommende „Matin" war. Sie waren skrupelloser in ihren Mitteln, waren nicht minder witzig und boshaft, schufen einen umfassenden Nachrichtendienst und zehrten gewaltig am Rufe des „Figaro", der schließlich unter dem Zwang der Verhältnisse den Verkaufspreis von 3 auf 2 Sous ermäßigte. Doch es ist bezeichnend für Frankreich, daß mehr als alles andere dem „Figaro" eine Tat schadete, die rühmlich war, und mit der er seiner Devise, die Missetäter zu bekämpfen, nach langer Zeit der Charakterlosigkeit wieder treu wurde. Es war der Mut, mit dem das Leibblatt des Adels, der aristokratischen Tagediebe und der eleganten Welt der Salons für Dreyfus eintrat. Ostentativ wandten sich alle diese Ehrenmänner und ihr parfümierter, gepuderter weiblicher Anhang vom „Figaro" ab und begaben sich in die Gefolgschaft des Herrn Arthur Meyer vom „G a u l o i s", der begierig um die vornehme Kundschaft warb. Die liberale Aera des „Figaro" dauerte auch nicht lange; eine Art Palastrevolution führte im Jahre 1901 zum Ausscheiden von Rodays, und Périvier übernahm eine Zeitlang die Leitung, bis ihm der Schwiegersohn des Vorsitzenden des Verwaltungsrats, der bisherige Redaktionssekretär Gaston C a l m e t t e, als Direktor und Chefredakteur folgte.

Unter Gaston Calmette gesundeten zwar die Finanzen des Unternehmens wieder; aber in dem Verhältnis, in dem die Rentabilität stieg, sank das moralische Ansehen des Blattes. Calmette bildete das System der versteckten redaktionellen Reklamen und der von den Interessenten bezahlten Aufsätze, kurz, das System der Käuflichkeit zur Virtuosität aus. Unter Calmette waren, was selbstverständlich ist, nicht nur die offenen Anzeigen, sondern es

waren, was schamlos ist, die meisten Artikel und Notizen im redaktionellen Teile bezahlt, und wenn das eine oder andere Mal in der Woche berühmte Autoren für ihre Leitartikel mehrere hundert, ja auch einmal tausend Francs Honorar erhielten, so bezahlten an allen anderen Tagen die Verfasser oder ihre Hintermänner für das Recht, einen Aufsatz an leitender Stelle des Blattes veröffentlichen zu dürfen, Tausende. Allwöchentlich warf allein auf diese Weise die Leitartikelspalte einen Reinüberschuß von mehr als 10 000 Francs ab. Seine „Echos", in denen neben und zwischen kurzen politischen und höfischen Informationen die berühmten versteckten gesellschaftlichen und künstlerischen Reklamenotizen erschienen, brachten dem „Figaro" nicht selten 50 Francs für die Zeile ein. Die kleinen, durch Kursivdruck ausgezeichneten Aufsätze über Kunstausstellungen, neue Bücher, Börsenemissionen, Konzerte und dergleichen, die gewöhnlich auf der ersten Seite erschienen, kosteten nie weniger als tausend Francs. Maßgebend für das, was im „Figaro" erschien, war nicht die Redaktion, sondern der „Chef de la publicité". Ein bekannter deutscher Schriftsteller, der lange Jahre in Paris lebte, hat über dieses Geschäftsgebaren und seine eigenen Erfahrungen mit dem „Figaro" vor einigen Jahren in der „Vossischen Zeitung" authentisches Material beigebracht; diese Gepflogenheiten des „Figaro" sind also verbürgt.

Die dunklen Machenschaften des Blattes gegen den damaligen Finanzminister Caillaux, denen am 16. März 1914 der Revolverschuß von Caillaux' Gattin ein jähes Ende bereitete, sind in bezug auf ihre Urheber und ihre tieferen Beweggründe auch heute noch nicht geklärt. Aber man darf dem erschossenen Calmette und dem „Figaro" sehr wohl zutrauen, daß beide sich zu einem Manöver hergegeben haben, das mehr noch als die Panama- und die Dreyfus-Affäre das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen hat. War es das Elysée, das schon damals mit allen Mitteln den ihm und seinen geheimen Zielen gefährlichen geistigen Lenker des Kabinetts Doumergue zur Strecke zu bringen gedachte? War es der geheime, zu allem entschlossene Kampf der französischen Kriegsschürer gegen die Anhänger des Friedens? Noch weiß man es nicht; aber

4*

vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da dem Hauptschuldigen in Frankreich die Maske vom heuchlerischen Gesicht gerissen werden wird. Clémenceaus seinerzeit unverhohlen gegen Poincaré gerichtete Angriffe geben in dieser Hinsicht zu denken. „Das Lächeln auf seinen Lippen wird ersterben", so hatte der grimmige „Tiger" noch in den Hochsommertagen von 1917 geschrieben. Der Präsident der Republik hatte jene verhüllten Drohungen wohl verstanden und sich schleunigst mit dem einen seiner Todfeinde geeinigt, ihm die Kabinettsbildung übertragen und durch ihn seinen zweiten, noch gefährlicheren Todfeind Joseph Caillaux verhaften lassen, um ihn unschädlich zu machen. Doch soviel ist gewiß: hier schwärt eine fürchterliche Eiterbeule; aber es ist auch sicher, daß sie früher oder später aufgestochen werden wird. Erst dann kann das von Haß, Lüge und geheimer Schändlichkeit vergiftete Frankreich gesunden, sofern es dann nicht schon zu spät ist. Dann wird die entsetzte Welt erfahren, wer der Hauptschuldige am Ausbruch des Krieges, und Frankreich wird erkennen, auf welche Stufe seine Presse hinabgesunken ist. Dann wird der Akademiker und Lustspieldichter Alfred Capus, der Calmettes Nachfolger geworden ist, vergeblich sein Gift gegen die Deutschen verspritzen, deren Tantiemen er bis zum Kriege schmunzelnd eingesteckt hat, und man wird wissen, ob, neben einem Höheren, Herr Gaston Calmette nur ein politischer und publizistischer Geschäftemacher, oder ob er ein Schurke war.





„De Telegraaf.“

Lohnt es, sich mit diesem üblen, längst gerichteten Hetzblatt näher zu beschäftigen? Man muß es; nicht, weil bei den Urteilsfähigen noch irgendein Zweifel an dem Charakter des in holländischer Sprache erscheinenden Ententeblattes aufkommen könnte, sondern weil der übel duftende Sumpf, in dem die abscheuliche Giftblüte des „Telegraaf“ wächst und gedeiht, seine verderblichen politischen Miasmen weithin über die Niederlande entsendet, weil er insbesondere die Atmosphäre von Amsterdam in gefährlicher Weise verpestet hat. Holland ist kein Italien; seine öffentliche Meinung ist nicht käuflich, und seine Presse ist rein. So sind denn auch die Zeitungen des Landes hörbar vom „Telegraaf“ abgerückt; die Berufsorganisation der niederländischen Journalisten hat ihren Mitgliedern den Eintritt in die Redaktion dieses Blattes verboten, und auch diejenigen holländischen Zeitungen, die mit ihren Sympathien niemals auf unserer Seite zu finden sind, haben mit nicht zu überbietender Deutlichkeit gesagt, was sie von dem Organ der Entente in Amsterdam halten. Das „Algemeen Handelsblad“ z. B. nannte den „Telegraaf“ und sein Treiben verächtlich und landesverräterisch; diese Stilprobe mag zur Kennzeichnung des Ansehens, das der „Telegraaf“ in seinem eigenen Lande genießt, genügen.

Doch der „Telegraaf“ erscheint weiter; er und sein lokaler Ableger, „De Courant“, mißbrauchen täglich die Preßfreiheit des demokratischen Landes zur Aussaat von Haß und Verleumdung. Und es ist nicht zu bestreiten, daß die böse Saat in den breiten Volksschichten von Amsterdam fruchtbaren Boden gefunden hat. Geschickt weiß das Blatt für seine hetzerischen Zwecke die Nöte auszunutzen, unter

denen, wie alle Neutralen, infolge des langen Krieges auch die Holländer leiden; die urteilslose Masse, die stets und überall auf billige Schlagworte hört, ließ sich im vergangenen Sommer sogar zu Unruhen verleiten, als infolge des Mangels an Kartoffeln die Ernährung in den breiten Schichten zu wünschen übrig ließ. Das bei diesen Kartoffelunruhen geflossene Blut kommt auf das Schuldkonto des „Telegraaf“, der, nachdem er ein paar Jahre hindurch vergeblich versucht hatte, Holland an der Seite der Entente in den Krieg gegen Deutschland zu treiben, nun nach Kräften bestrebt ist, unter dem heuchlerischen Deckmantel eines vorlauten Patriotismus der Regierung innere Schwierigkeiten und Ungelegenheiten zu bereiten. Es ist ein Patriotismus von jener widerlichen, nationalistischen Art, wie ihn der Pariser „Matin“ seit jeher getrieben hat, und diesem Blatte nachzueifern, war stets des „Telegraaf“ Bestreben. Das ganze Gebaren des Blattes seit Kriegsausbruch kennzeichnet anschaulich den verderblichen Geist, der von der englisch-französischen Preßmeute ausgeht, und mit dem die Schürer des Völkerhasses in Paris und London auch die öffentliche Meinung in den neutralen Ländern zielbewußt zu vergiften verstanden haben.

Bis zum Kriege war nämlich der — im Jahre 1893 gegründete — „Telegraaf“ deutschfreundlich; in diesem Sinne berichtete auch der Berliner Korrespondent des Blattes, G. Simons, nach Amsterdam, und erst im August 1914 entdeckte der „Telegraaf“ sein englisch-französisches Herz. Damals erschien der Hauptaktionär des Blattes, H. M. C. Holdert, der längere Zeit in Paris gelebt hatte, plötzlich wieder auf der Bildfläche, erklärte der Redaktion des „Telegraaf“, seine Gefühle seien bei der Sache Frankreichs, und das Blatt habe diesem Umstande in seiner Haltung Rechnung zu tragen. Die Redakteure, die damit nicht einverstanden waren, wurden kurzerhand an die Luft gesetzt. Zum Chefredakteur machte Holdert den bisherigen Sportredakteur J. C. Schröder, der, wie schon sein Name besagt, deutscher Abstammung ist, und dessen Vater noch die deutsche Staatsangehörigkeit besaß. Nach der bekannten Gepflogenheit der Renegaten wußte er seinem Deutschenhaß kaum genugzutun; von der deutschen Regierung sprach das Blatt als von einer Bande von Schurken, und wegen dieser, in einem neu-

tralen Lande der Aufrechterhaltung der guten Beziehungen mit beiden kriegführenden Parteien nicht gerade förderlichen Stilübung ließ ihn, zumal er in dieser Hinsicht schon viel auf dem Kerbholz hatte, und nachdem der „Telegraaf" bereits zwölfmal verwarnt worden war, die niederländische Regierung verhaften. Da stellte sich denn heraus, daß dieser vielgenannte Schröder, der bereits eine — wenn auch traurige — europäische Berühmtheit zu werden begann, in Wirklichkeit nur ein armer Schächer, ein „Sitzredakteur" war, der auf das, was in den Spalten des „Telegraaf" erschien, nicht den geringsten Einfluß auszuüben vermochte. Der eigentliche redaktionelle Leiter des „Telegraaf" war zu jener Zeit, im Herbst 1915, Simons, der gewesene Berliner Korrespondent, der sich, wie man sieht, rasch zu wandeln wußte, als ihm ein dankbarerer Wirkungskreis geboten wurde. Dabei hatte ihm H. M. C. Holdert noch wenige Monate vorher eben seiner „Deutschfreundlichkeit" halber so wenig über den Weg getraut, daß er ihn in Amsterdam durch einen Detektiv hatte beobachten lassen. Das und noch manches andere, wenig Rühmliche aus dem Redaktionsbetrieb des „Telegraaf" ist von der Amsterdamer Preßvereinigung ans Licht gebracht worden.

Aber es sind noch schlimmere Dinge bekanntgeworden, Dinge, aus denen klar hervorgeht, daß der Hauptbesitzer des „Telegraaf" nicht mehr und nicht weniger als ein bezahlter Ententespion ist. H. M. C. Holdert hatte nämlich im September 1915 in Amsterdam ein Bureau eingerichtet, das dem Zwecke diente, der englischen und der französischen Gesandtschaft im Haag Material über holländischen Ausfuhrschmuggel nach Deutschland und Belgien zu liefern. In diesem Bureau arbeitete eine Horde übelberüchtigter Subjekte, unter ihnen ein Engländer namens Lang, der früher Spion in deutschen Diensten gewesen war, ferner verschiedene Zuhälter und ähnliche dunkle Ehrenmänner. Um sich ihren Auftraggebern recht nützlich zu machen, suchten sie nicht nur tatsächlich vorkommende Fälle von Ausfuhrschmuggel aufzuspüren; sie betätigten sich auch als Lockspitzel und verleiteten Holländer geradezu zum Ausfuhrschmuggel, um dann die Grenzzollbeamten auf sie aufmerksam zu machen und so Gelegenheit zu möglichst zahlreichen Denunziationen bei den

Ententegesandtschaften zu haben. Holdert veranlaßte auch die Redakteure des „Telegraaf", sich an diesen dunklen Geschäften zu beteiligen; die Herren lehnten das aber entschieden ab, worauf sie ihre Entlassung erhielten. Der unmittelbare Auftraggeber Holderts scheint Sir Francis Oppenheimer, der bekannte englische Handelsattaché, gewesen zu sein, der die gegen Deutschland gerichtete Handelsspionage in Holland organisiert hat, und der gleichfalls zu der Schar der deutschen Renegaten gehört, die sich in der Feindschaft gegen ihr angestammtes Vaterland in diesem Kriege besonders hervortun. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß Holderts Antischmuggelbureau auch sonst mit den verwerflichsten Mitteln zu Werke ging; seine Kreaturen, stets reichlich mit Geld versehen, traten nobel auf, gaben sich einmal als Redakteure des „Telegraaf", dann wieder als Amtspersonen im Dienste des Niederländischen Einfuhrtrusts aus, scheuten auch vor Erpressungen nicht zurück, die darin bestanden, daß sie Persönlichkeiten, die auf die Zumutungen, die ihnen gestellt wurden, nicht eingehen wollten, mit der Bloßstellung im „Telegraaf" und im „Courant" drohten.

Was H. M. C. Holdert trieb, war, neben anderen strafrechtlichen Delikten, wie Fälschung, Nötigung und Erpressung, offenkundiger Landesverrat. Man kann nicht umhin, die Langmut einer Regierung zu bewundern, die diesen Mann bisher immer noch frei gewähren läßt, anstatt ihn dem Strafrichter zu übergeben. Aber der ehrenwerte Hauptaktionär des „Telegraaf" hat mächtige Gönner und Auftraggeber hinter sich, mit denen man sich, wie die Dinge liegen, um keinen Preis überwerfen möchte. Denn zu Holderts Beschützern gehört neben dem englischen Auswärtigen Amt auch Herr Poincaré, der den „Telegraaf" wiederholt mit persönlichen Anerkennungsschreiben beehrt hat. Eine dieser Anerkennungen galt dem berüchtigten holländischen Zeichner Louis Raemaekers, der die von Gemeinheit strotzenden Erzeugnisse seines Stiftes seit dem Kriegsbeginn im „Telegraaf" ablagert, und der als Meister graphischer Verleumdung auch in den feindlichen Ländern unerreicht ist. Der holländische Parteiführer Lohmann hat in der Zweiten Kammer die Haltung des „Telegraaf" servil, feige und heim-

tückisch genannt, und da sich sympathischere Züge in der Haltung des Blattes auch beim besten Willen nicht finden lassen, so weiß man wenigstens, welche hervorstechenden Charaktermerkmale in dem Bewohner des Elysée verwandte Regungen wachgerufen und ihn zu seinem Lobspruch begeistert haben.

Herrn Holdert ist freilich zuzutrauen, daß er die ihm zuteil gewordene hohe Anerkennung mehr als Mittel zum Zweck betrachtet und nicht so sehr würdigt wie den klingenden Lohn, um den er den „Telegraaf“ an die Entente verschachert hat. Er kann nicht gering gewesen sein; denn schon im ersten Kriegsjahr konnte der „Telegraaf“ seine in der Nähe des Amsterdamer Postamts gelegenen bescheidenen Mietsräume verlassen, um ein eigenes stolzes Geschäftsgebäude zu beziehen. Die Druckerei wurde hier ganz neu eingerichtet und erheblich vergrößert; ebenso wurde der Nachrichtendienst wesentlich erweitert, was aber Herrn Holdert vermutlich keine großen Kosten verursacht. Denn der „Telegraaf“ erhält die meisten seiner Telegramme von der „Daily Mail“, und Lord Northcliffe wird dem dienstwilligen Helfer Englands gewiß nicht viel dafür berechnen. Auch sonst besteht ein enges Verhältnis zwischen Holdert und Northcliffe; wiederholt ist es vorgekommen, daß die „Times“ Beiträge mit dem Zitat des „Telegraaf“ gebracht haben, die überhaupt erst zwei Tage später im „Telegraaf“ erschienen sind. Und so oft die Northcliffe-Blätter es geraten fanden, einen Pressefeldzug gegen Holland zu unternehmen, war der „Telegraaf“ bei der Partie und unterstützte England gegen die Interessen des eigenen Landes. Ueberdies sollen auch enge persönliche Beziehungen zwischen Holdert und Northcliffe bestehen.

Man sieht auch an dem Beispiel des „Telegraaf“ wieder, wie weitausschauend die Entente in diesem Kriege zu Werke gegangen ist. In der Verfolgung ihres Strebens, die öffentliche Meinung der ganzen Welt auf ihre Seite zu ziehen, ist sie vor keinem, noch so zweifelhaften Mittel zurückgeschreckt. Allerdings hat sie auch nirgends im neutralen Auslande ein so geeignetes Werkzeug gefunden, wie in H. M. C. Holdert, dem Hauptbesitzer des „Telegraaf“.





„Le Petit Journal."

Die Wiege der modernen Presse stand in Frankreich. Die Sensationssucht stammt aus Amerika, die weltumspannende Großzügigkeit der führenden Zeitungen ist in England entstanden, und Deutschland genießt den Ruhm, der methodischen Gründlichkeit und dem wissenschaftlichen Ernst Eingang in die Presse verschafft zu haben. Doch der äußere Rahmen, der geschäftliche Unterbau, die technische Organisation — diejenigen Bedingungen, ohne deren Erfüllung in unseren Tagen ein modernes Zeitungsunternehmen nicht denkbar ist — diese Grundlagen der großen Zeitungen von heute sind in Frankreich geschaffen worden.

Es war Emile de Girardin, Frankreichs bedeutendster Publizist, der aus der reichen Fülle seiner Ideen und mit unbekümmertem Wagemut zum ersten Male ein Blatt ins Leben rief, das nach ganz neuen Gesichtspunkten gestaltet war. Die erste Nummer dieser Zeitung erschien am 1. Juli 1836; sie hieß „La Presse", und sie ist die Stammmutter aller Inseratenblätter mit niedrigem Bezugspreis und großer Auflage. Girardins Gedanke war, seine neue Zeitung so unterhaltend und mannigfaltig zu gestalten, daß sie einen großen Leserkreis erlangte. Dadurch gedachte Girardin ihren publizistischen Wert als Anzeigenblatt zu steigern und soviel Inserate zu erhalten, daß er den Abonnementspreis, der für die breiten Schichten damals viel zu hoch war, auf die Hälfte des üblichen Satzes ermäßigen konnte. Der Versuch gelang; freilich war es damals nicht schwer, in bezug auf die Höhe der Auflage an die Spitze zu gelangen; denn das führende und größte Organ jener Zeit war in Frankreich das „Journal des Débats", das nicht mehr als 10 000 Leser hatte. An zweiter Stelle stand mit

einer etwas geringeren Abonnentenziffer die „Gazette de France“. Das „Journal des Débats“ hatte im Jahre 1830 mit dem Abdruck von Romanen bedeutender Schriftsteller eine Neuerung eingeführt, die sich rasch große Beliebtheit erwarb. Emile de Girardin ahmte das Beispiel nach, trug aber gleichzeitig dem ephemeren Charakter der Tageszeitung dadurch Rechnung, daß er kurze Novellen und Skizzen, Essais und amüsante Plaudereien brachte. Dieses Feuilleton wurde von Honoré de Balzac und Delphine de Girardin, Emile de Girardins erster Gemahlin, redigiert, die, im Jahre 1804 im (damals französischen) Aachen als Tochter der französischen Schriftstellerin Sophie Gay, der Verteidigerin der Frau von Staël, geboren, selbst eine sehr begabte Erzählerin war, die in den ersten drei Jahrgängen der „Presse“ ihre „Lettres Parisiennes“ unter dem Namen Vicomte de Launay und dem Titel „Courrier de Paris“ veröffentlichte, damit ihren Ruhm begründete und großes Aufsehen erregte. Auch Victor Hugo gehörte zu den Mitarbeitern der „Presse“, die, neben manchen anderen Neuerungen, das Interview in die Journalistik einführte. Bald hatte „La Presse“ das „Journal des Débats“ in bezug auf die Höhe der Auflage um das Zweieinhalbfache geschlagen und festen Fuß im französischen Zeitungswesen gefaßt. Zwanzig Jahre hindurch widmete sich Emile de Girardin neben seiner regen politischen Wirksamkeit der Leitung der „Presse“; im Jahre 1856 erst zog er sich von der Redaktion zurück, nachdem er seinen Besitzanteil an dem Blatte an die Bankiers Millaud & Comp. für 800 000 Francs verkauft hatte.

Dieser Bankier Millaud begründete im März des Jahres 1862 ein neues Blatt, „Le Petit Journal“. Gleichzeitig trat Emile de Girardin wieder in die Redaktion der „Presse“ ein; aber das neue Organ erwies sich in geschäftlicher Hinsicht rühriger als die „Presse“, und vier Jahre später schied deren Begründer endgültig von dem Unternehmen, um die imperialistische „Liberté“ zu begründen. Das „Petit Journal“ baute auf dem journalistischen Fundament weiter, das Girardin in der „Presse“ zuerst gelegt hatte; aber es unterschied sich seinem Charakter nach doch wesentlich von der Vorgängerin. Denn die neue Zeitung war völlig unpolitisch; sie enthielt nicht eine Silbe über

Staatsangelegenheiten, dafür um so mehr Lokales, Unterhaltendes, Klatsch und Sensation. Es war eine richtige „kleine Zeitung" für kleine Leute. Millaud schlug auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe. Unter der strengen Zensur des Kaiserreichs war der Straßenhandel mit Zeitungen verboten; der Verleger erreichte die Aufhebung dieses Verbotes nur dadurch, daß er sich verpflichtete, kein Wort über Politik zu bringen. Gleichzeitig ließ Millaud sein „Petit Journal" für den damals unerhört niedrigen Preis von 5 Centimes an allen Straßenecken von Paris ausbieten. Das Soublatt war damit geschaffen und trat seinen Siegeszug an. Hatten bis dahin die Kleinbürger eine Zeitung entweder überhaupt nicht gelesen oder ihr Blatt zur Verbilligung des hohen Bezugspreises nur gemeinsam mit Hausgenossen oder Nachbarn abonniert, so konnte sich, angereizt durch den niedrigen Preis, nunmehr auch der kleine Mann seine eigene Zeitung leisten. Rasch wuchs die Auflage; das „Petit Journal" hielt sich gute Mitarbeiter, und von der ersten Nummer an war es dem Geschmack der breiten Schichten angepaßt und in ihrem Sinne interessant. Charles Dickens war einer seiner ersten Mitarbeiter; später ging Napoléon Lespès, bekannt unter dem Pseudonym Timothé Trim, vom „Figaro" zum „Petit Journal" über und schrieb Tag für Tag, „von keiner Sachkenntnis getrübt," wie er sich selbst einmal witzig ausdrückte, seine geistreichen und amüsanten Aufsätze über alle möglichen Tagesereignisse. Auch sonst wußte das „Petit Journal" stets von sich reden zu machen; nach amerikanischem Vorbild beteiligte es sich einmal an der Aufklärung eines rätselhaften Massenmordes in Paris, und da es dem von ihm mit Nachforschungen betrauten Detektiv gelang, den Mörder zu entdecken, so wuchs sein Ansehen bei der großen Masse gewaltig.

Als Millaud das Blatt verkaufte, hatte es längst alle anderen Zeitungen überflügelt, war es ein glänzendes Geschäft und ungemein populär. Mittlerweile war das Kaiserreich gestürzt, und die von der Republik eingeführte Preßfreiheit kam ihm nach jeder Richtung hin zustatten. Damals, um das Jahr 1880, ging es in den Besitz des Ingenieurs Marinoni über, der eine neue Rotationspresse erfunden und

sie auf der Wiener Weltausstellung von 1873 im Betriebe vorgeführt hatte. Nachdem Marinoni sämtliche großen Pariser Zeitungen mit seiner neuen Presse ausgestattet hatte, erwarb er das „Petit Journal“, um seine Erfindung in einem eigenen Betriebe über die dem Verkauf der Maschinen damals gezogenen Grenzen hinaus auszunutzen und um zu diesem Zweck die Auflage des „Petit Journal“ noch weiter zu steigern. Der Versuch gelang auch, zumal das Blatt, um nirgends anzustoßen, der politischen Gesinnungslosigkeit, in deren Zeichen es gegründet war, treu blieb. Als reines Geschäftsunternehmen nahm es das Geld, woher es auch kam, es war nicht nur, wie sämtliche anderen Pariser Blätter, an der Panamaaffäre stark beteiligt, es gehörte auch von Anfang an zu den eifrigsten Verfechtern des Bündnisses mit Rußland, wofür sich die russische Regierung durch das Abonnement von 10 000 Exemplaren erkenntlich zeigte. Da man aber in Petersburg für so viele Nummern eines fremdsprachigen Organs keine Verwendung hatte, so erließ man ihm großmütig die Lieferung der bezahlten 10 000 Exemplare. Als die Dreyfusaffäre für die Regierung der französischen Republik eine bedrohliche Wendung zu nehmen begann, erwarben kapitalkräftige nationalistische Kreise, die dem Generalstabschef Boisdeffre nahestanden, die Mehrheit der Aktien, um durch das „Petit Journal“ die öffentliche Meinung Frankreichs in ihrem Sinne zu bearbeiten.

Das wurde dem Blatte zum Verhängnis. Sein schärfster Mitbewerber, der „Petit Parisien“, trat unter der geschickten Leitung des Senators Jean Dupuy auf die Seite der Radikalen, und als das Land wieder zur Besinnung gelangte, ging es mit dem „Petit Journal“ stark bergab, während „Petit Parisien“ einen riesigen Aufschwung nahm und es bis zu einer Auflage von anderthalb Millionen Exemplaren brachte. Von 1 200 000 Exemplaren um die Jahrhundertwende ging das „Petit Journal“ bis zum Jahre 1904 auf knapp 700 000 Leser zurück, und erst jetzt hat es wieder eine Auflage von annähernd einer Million Exemplaren erreicht. Diese Leser sind, wie beim „Petit Parisien“, über ganz Frankreich verteilt; mit Hilfe einer in ihrer Art ausgezeichneten Organisation dringt das „Petit Journal“ bis in das entlegenste Bauerndorf Südfrankreichs, und der

Druck der Zeitungen ist so organisiert, daß die Rotationsmaschinen 24 Stunden hindurch nicht stillstehen. Auf diese Weise werden die Postverbindungen nach allen Richtungen hin ausgenutzt; überdies ist der lokale und provinzielle Teil für die einzelnen Distrikte des Landes verschieden. Die äußere Politik am „Petit Journal“ ist längere Zeit von Stephen Pichon, Clémenceaus Freund und derzeitigem Minister des Aeußern, redigiert worden, und dieser Deutschenfeind hat der Haltung des Blattes seinen Stempel aufgedrückt. So hat das „Petit Journal“ in alle Winkel Frankreichs, in das Haus des Arbeiters wie des Kleinbauern, den Deutschenhaß getragen und sein gerüttelt Maß der Mitschuld an der Völkerverhetzung und am Kriege.





„Rjetsch."

Es klingt ein wenig verwunderlich, daß das älteste Blatt Rußlands eine — deutsche Zeitung ist, oder vielmehr gewesen ist. Es war die St. Petersburger Zeitung, die fast zwei Jahrhunderte hindurch in Ehren bestanden hat, und die nun in dem großen Grabe ruht, in das der Wahnsinn des Völkermordens so unendlich viel Wertvolles, lang Gepflegtes und Hoffnungsreiches verscharrt hat. Peter der Große hatte zwar schon vorher einige Blätter in russischer Sprache zugelassen; aber ihnen blühte kein langes Leben, wogegen die im Jahre 1727 gegründete St. Petersburger Zeitung dank ihrer stets klugen, maßvollen, die Interessen des Deutschtums in Rußland geschickt mit denen der Regierung verknüpfenden Haltung Generationen hindurch großes Ansehen und eine Bedeutung genoß, wie sie von einem fremdsprachigen Organ niemals in irgendeinem Lande errungen worden ist. Lange Zeit gehörte die St. Petersburger Zeitung der russischen Akademie der Wissenschaften; zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ging sie in den Besitz des Ministeriums für Volksaufklärung über, das sie nach einigen Jahren an ihren langjährigen Leiter Paul von Kügelgen abtrat. Nach dessen vor etwa dreizehn Jahren erfolgtem Tode ging das Blatt an seine beiden Söhne über, die es im alten Geiste weiterführten, bis unmittelbar nach dem Ausbruch des Weltkrieges sein Erscheinen verboten wurde. Blindwütiger Haß gegen alles Deutsche hatte der Zeitung das Lebenslicht ausgeblasen, die nie aufgehört hatte, ein r u s s i s c h e s Organ in deutscher Sprache zu sein. Sie war stets das Blatt der baltischen Barone, Großkaufleute und Gebildeten gewesen, von deren gutem Russentum so viele Namen in der hohen Beamtenschaft, im Heere und in der Gelehrtenwelt Rußlands zeugen. Hätte die St. Petersburger Zeitung deutsche Interessen ver-

treten, wie die Feinde des Deutschtums ihr vorwarfen, sie hätte wahrlich eine andere Politik verfolgen müssen. Denn die Interessen des Deutschen Reiches — nur politische, nicht kulturelle und ideelle Rücksichten kommen hier in Frage — waren niemals die Interessen des baltischen Adels. Dieser stand stets zu seiner Regierung; er gehörte der äußersten Rechten an, und in der Bekämpfung des Zarismus, der Autokratie und der allmächtigen russischen Bureaukratie machten die fortschrittlichen Elemente in Rußland keinen Unterschied zwischen den Reaktionären mit russischem und denen mit deutschem Namen. Schlimmer als das: unerfahren auf dem Gebiet der auswärtigen Politik und ohne genaue Kenntnis ausländischer Verhältnisse, schlossen die russischen Liberalen von ihren Deutschen, die zu einem erheblichen Teil längst nichts anderes waren als Stockrussen der Gesinnung mit deutschem Namen und oft auch deutscher Bildung, auf die Deutschen in deren eigenem Lande. Deutschland, insbesondere ihr unmittelbarer Grenznachbar Preußen, galt ihnen als Hort aller Reaktion; die traditionelle Freundschaft zwischen dem preußischen und dem russischen Fürstenhause dünkte sie eine stete Gefahr für ihre freiheitlichen Bestrebungen, und sie wähnten, in der Erinnerung an längst vergangene Zeiten, Deutschland habe nicht nur das regste Interesse an der Verewigung der russischen Autokratie, es werde bei einer dem Zaren als Selbstherrscher drohenden Gefahr auch mit Waffengewalt zu dessen Schutz eingreifen.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß gewisse politische Ungeschicklichkeiten der letzten Jahrzehnte, wie die allzusehr betonte Ueberlieferung in der Freundschaft der beiden Herrscherfamilien und ein ganz unangebrachtes Entgegenkommen gegenüber der Petersburger Regierung bei deren Verfolgung der russischen politischen Flüchtlinge, tatsächlich den Eindruck erwecken mußten, als sei Deutschland dem russischen Volkstum feindlich gesinnt, dagegen geradezu von Begeisterung für die zarische Selbstherrschaft erfüllt. Das Gegenteil war, wie jedermann weiß, der Fall. Die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes hat aus ihrem Abscheu gegen die brutale Willkür des Zarentums niemals ein Hehl gemacht; sie hat Rußlands Nieder-

lage in Ostasien nur deshalb gern gesehen, weil sie den Zusammenbruch des Zarismus zu bedeuten schien, und nicht anders hatten die russischen Demokraten gerechnet, als sie, im Dezember 1904, auf dem in Paris abgehaltenen Kongreß der russischen Freiheitsmänner im Namen des menschlichen Fortschritts den Wunsch aussprachen, daß Rußland im Kampfe gegen Japan eine Niederlage erleiden möge. Einer der Wortführer unter diesen, die Niederlage des eigenen Vaterlandes fordernden, Männern war Pawel Nikolajewitsch Miljukow.

Es war kein günstiges Zeichen, daß die russischen Revolutionäre, denen in der Heimat der Boden zu heiß geworden war, sich in Paris sicherer fühlten, als in Berlin. Dabei war es Frankreich, das damals bereits seit mehr als zehn Jahren mit dem Zarismus verbündet war, während die politischen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland längst erheblich erkaltet waren. Etwas weniger kluge Vorsicht vor den russischen Revolutionären wäre bei uns weiser gewesen; die damalige französische Regierung war nicht so ängstlich, und die Flüchtlinge aus dem Osten haben ja auch weder den Bestand der Republik noch das Bündnis zwischen den beiden Ländern irgendwie gefährdet. Uns brachte dagegen unsere Haltung gegenüber den russischen Freiheitskämpfern deren tiefen Groll und eine Abneigung gegen alles Deutsche ein, die in den, nach dem Ausbruch der Revolution von 1905 massenhaft gegründeten, neuen Zeitungen unverhohlen zum Ausdruck kam. Das Gesetz vom 24. November 1905, das in Rußland die Preßfreiheit einführte, machte unabhängige Organe überhaupt erst möglich. Binnen wenigen Monaten verdoppelte sich die Zahl der russischen Zeitungen; viele der damals im Morgenrot der jungen Freiheit ins Leben gerufenen Blätter wurden freilich von der bald wieder erstarkten administrativen Willkür gewaltsam unterdrückt.

Das bedeutendste der damals entstandenen Organe, an das sich selbst Stolypins rücksichtslose Erdrosselung der kaum errungenen Freiheiten nie recht heranwagte, war die „Rjetsch“ („Rede“). Das Kapital zur Gründung dieser großen Petersburger Tageszeitung hatten namhafte Mitglieder der Partei der Kadetten (der konstitutionellen

5

Demokraten) gegeben; Chefredakteur der „Rjetsch“ wurde P. N. Miljukow, der frühere Professor der Geschichte an der Petersburger Universität, der spätere Revolutionär und vielgelesene, sehr geschickte politische Schriftsteller. Miljukow machte aus der „Rjetsch“ ein Blatt großen Stils von der Art der großen liberalen Zeitungen des Auslandes. Handel und Industrie — zum weitaus größten Teil den Parteien der Kadetten und der Oktobristen nahestehend — wandten der „Rjetsch“ große Anzeigenaufträge zu, so daß das Unternehmen schon nach kurzer Zeit ansehnliche geschäftliche Erfolge erzielte und auf eigenen Füßen stehen konnte; in den Spalten des Blattes herrschte ein unerschrockener Ton, der rücksichtslos gegen die Verrottung der russischen Bureaukratie angeschlagen wurde, und der für russische Verhältnisse damals etwas Unerhörtes war. Gegenüber der nationalistisch-reaktionären „Nowoje Wremja“, die gegen die russischen Fremdvölker eiferte, trat „Rjetsch“ für die Rechte der Finnen und Polen ein und brandmarkte die Entrechtung, die Verfolgung und zielbewußte Unterdrückung der Juden. Angesehene jüdische Autoren und Advokaten kamen in dem Blatte zu Wort, dem neben Miljukow die namhaftesten Publizisten russischer Nationalität, wie Maklakow und Roditschew, ihre Mitarbeit widmeten. Miljukow trat später von der Leitung des Blattes zurück, blieb aber ständig sein Mitarbeiter und bearbeitete das Gebiet der auswärtigen Politik. Sein politisches Ideal war stets England; er machte aus seiner Sympathie für die Briten nie ein Hehl, während er gleichzeitig seiner unverhohlenen Abneigung gegen Deutschland Ausdruck gab. Seine Darstellung deutscher politischer Verhältnisse war freilich ungemein einseitig und lediglich durch die russische Brille gesehen; die „Rjetsch“ stellte es stets so dar, als sei die große Mehrheit des deutschen Volkes von der Regierung und der herrschenden Bourgeoisie unterdrückt und warte nur auf den Augenblick, um sich durch eine Revolution der regierenden Kaste zu entledigen. Die vielfach unerfreulichen Formen des politischen Kampfes, wie sie in Deutschland vor dem Kriege üblich waren, mögen zu so schiefer Beurteilung beigetragen haben; von einem so klugen und kenntnisreichen Manne wie Miljukow hätte man

allerdings erwarten können, daß er die Verhältnisse des Nachbarlandes richtiger beurteilte.

Dabei hatten die Kadetten längst sehr viel Wasser in ihren ursprünglich so revolutionären Wein getan. Nach dem Fiasko der Revolution von 1905 glaubten sie nicht mehr an die Möglichkeit einer gewaltsamen Umgestaltung der russischen Zustände; so verzichteten sie auf die Revolution und bauten auf die Evolution. Eine gewisse Annäherung an die Regierung wurde ihnen überdies durch die völlige Neuorientierung der russischen Auslandspolitik leicht gemacht. Der Anschluß an England mußte Miljukow und seinen politischen Freunden schon aus innerpolitischen Gründen sympathisch erscheinen; mit ihren imperialistischen Bestrebungen, die auf die Eroberung Konstantinopels ausgingen, harmonierte ihre Abneigung gegen Deutschland, das, wie sie wußten, sich als der Türkei befreundete Macht diesem Ziel auf das energischste widersetzen würde. So kamen äußere und innere politische Momente zusammen, um die Kadetten in eine ausgesprochene Deutschenfeindschaft hineinzutreiben, die sowohl in Miljukows Dumareden wie in seinen Aufsätzen in der „Rjetsch" lauten Ausdruck fand. Schließlich hetzte Miljukow offen zum Kriege gegen Deutschland, einmal zur Verwirklichung der imperialistischen Ziele Rußlands, weiterhin zur Niederwerfung des westlichen Nachbarn, in dessen Regierung er die sicherste Stütze des Zarismus erblickte. Auf alle Fälle erwartete er von dem Kriege Vorteile für das russische Bürgertum; ging die Sache schief, so würde, rechnete er ganz richtig, eine neue Revolution den Zarismus wegfegen und die Bahn zu einer konstitutionellen Monarchie nach englischem Vorbild freimachen.

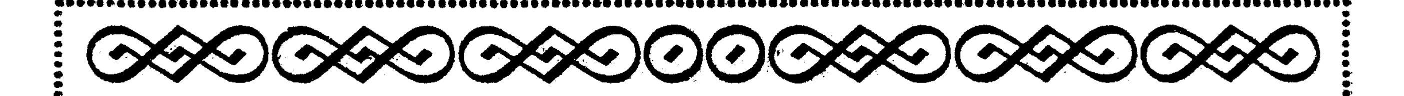
Eine weniger mit Blindheit geschlagene Regierung wie die Nikolaus' II. hätte trotz den Fehlschlägen des Krieges den Umsturz zweifellos noch verhindern können; in Wirklichkeit waren die Parteien der Linken in der Duma von den Märzereignissen des Jahres 1917 ja auch beinahe überrascht, wie die Vorgänge unmittelbar nach der Revolution unzweideutig gezeigt haben. Nur so konnte es kommen, daß die Kadetten, die zunächst den Bruder des abgesetzten Zaren auf den Thron erheben wollten, nach ganz

kurzer Zeit bereits die Führung an die Sozialisten verloren, daß der Arbeiter- und Soldatenrat — eine nie zuvor dagewesene politische Erscheinung — tatsächlich die Gewalt an sich riß und den Rücktritt Miljukows als Außenminister wie den des oktobristischen Kriegsministers Gutschkow erzwang. Miljukows Rechnung stimmte nicht. Er, der früher so oft opportunistisch den Mantel nach dem Winde gedreht hat, wollte, endlich zur Macht gelangt, seiner Ueberzeugung, nämlich seinem Haß gegen Deutschland, treu bleiben und an Englands Seite den Krieg weiterkämpfen. Das wurde ihm und Rußland zum Verhängnis. Hätte er als Minister des Aeußeren in der Ersten Provisorischen Regierung erklärt, daß das revolutionäre Rußland unmöglich für Verpflichtungen haften könne, die die Regierung des Zaren ohne Befragen des Volkes abgeschlossen habe, und hätte er unter Berufung darauf die Beendigung des Krieges verlangt, so wäre er unbestrittener Führer des russischen Volkes geblieben. Nun ist, einstweilen wenigstens, wenn auch sicherlich nicht für alle Zeit, seine Rolle ausgespielt, ebenso, wie Kerenskis Rolle vorläufig ausgespielt ist. Was angesichts des fortwährenden Erstarkens der Macht der Sowjets schon wenige Monate nach dem Sturz des Zarismus nicht mehr zweifelhaft erschien, ist durch die zweite, die Novemberrevolution, in weitestem Umfang Ereignis geworden: die Bolschewiki, die Anhänger des extremsten Sozialismus, der sich in der Praxis von der Anarchie nicht unterscheidet, haben unter Lenins und Trotzkis Führung mit dem verheißungsvollen Programm, den Krieg beendigen zu wollen, die Gewalt an sich gerissen. Sie haben in der Tat dem Kriegszustand ein Ende gemacht; aber ihre Pöbelherrschaft hat es gleichzeitig fertiggebracht, das zielbewußt in drei Jahrhunderten zusammengeschmiedete Russische Reich in drei Monaten zu sprengen, es in seine ethnischen Bestandteile aufzulösen, alle Bande der staatlichen Ordnung zu zerreißen, das wirtschaftliche Leben des Volkes an der Wurzel zu treffen und die kulturelle Entwicklung des Landes auf unabsehbare Zeit hinaus zu lähmen. Man hat Rußland oft mit einem tönernen Koloß verglichen. Es kann dahingestellt bleiben, ob dieser Koloß nur tönern war, oder ob er sich im Laufe

der Zeit nicht in wesentlichen Teilen seines Aufbaus zu achtunggebietender Widerstandsfähigkeit verhärtet hatte. Heute liegt dieser, schon durch seine gigantische Größe imposante Koloß zertrümmert am Boden, von wilder Zerstörungswut in Stücke geschlagen. Schuld daran tragen aber nicht nur die weltfremden Theorien der führenden Fanatiker vom Schlage Lenins und Trotzkis, nicht allein die entfesselten bolschewistischen Horden. Die Schuld daran kommt in erster Linie auf Pawel N. Miljukows Haupt, der nach dem Sturze des Zaren zuerst die Macht in Händen hielt; der nicht verstanden hat, diese Macht zu wahren und sie zum Wohle der Nation anzuwenden, sondern der, ebenso wie nach ihm Kerenski, ein Zar in bürgerlichem Gewande, den Ruf des Volkes nach Frieden geflissentlich überhörte, um den alten imperialistischen Eroberungszielen der moskowitischen Autokratie nachzujagen.

Und mit P. N. Miljukow ist die von ihm begründete „Rjetsch“ im bolschewistischen Chaos verschwunden. Die brutale Gewalt der Maximalisten hat dem blühenden Unternehmen wie allen anderen bürgerlichen und gemäßigt sozialistischen Zeitungen Rußlands das Lebenslicht ausgeblasen. Seine Redakteure wurden verhaftet. Trotzdem haben die Kadetten den Kampf nicht aufgegeben. Sie stellen in der „Rjetsch“-Druckerei jetzt ein anderes Organ her, das den Titel „Nasch Wjek“ führt und den Bolschewisten heftige Opposition macht, freilich auch inhaltlich nicht mehr die einstige „Rjetsch“ ist. Mehr als 80 000 feste Bezieher, der größte Teil der russischen Intelligenz und Großindustriellen, lasen sie in den Tagen, da Miljukow Minister des Aeußern war. Niemand vermag zu sagen, wann, zugleich mit dem zu Boden geschmetterten Bürgertum von Petersburg, dessen einst führendes Blatt seine Stimme wieder wird erheben können. Schwer büßen beide heute ihre Schuld. Zu lange haben sie emphatisch verkündet, sie würden die Waffen nicht niederlegen, bis sie Olegs Schild an den Mauern von Stambul aufhängen könnten. Heute danken die Bürger von Petersburg schon ihrem Schöpfer, wenn sie von den Horden der Roten Garde nicht an den Laternenpfählen der Troizkijbrücke aufgehängt oder in die Fontanka geworfen werden.





Die Christianiapresse.

Um die Zeitungen Christianias hatte man sich früher außerhalb Norwegens kaum gekümmert. Als die publizistischen Repräsentanten einer kleinen, sehr wenig volkreichen Nation und eines für das übrige Europa recht entlegenen Landes mit vielfach engen und kleinlichen Verhältnissen spielten sie im weithin tönenden Chor der großen Weltpresse keine Rolle. Norwegen und seine Presse interessierten in den Ländern der Großmächte nicht, und nur wenn einmal ein lange verschollen gewesener Polarforscher oben in Tromsö angekommen war, gaben die ausländischen Blätter die dann stets sehr eingehenden Berichte der Christianiapresse wieder. Im Sommer machten auch viele reiche Leute ihre Nordlandsreise in die Welt der Fjorde, aber die Hauptstadt des Landes besuchten bei dieser Gelegenheit nur wenige, und um seine inneren Angelegenheiten kümmerte sich keiner der Touristen.

Das wurde anders, als der Weltkrieg ausbrach. Gleich den anderen neutralen Ländern wuchs alsbald auch Norwegens Geltung und Bedeutung; das schmale, langgestreckte Land mit seinen zahlreichen Häfen und dem bedeutenden Seeverkehr gab rasch eine Brücke ab zur Aufrechterhaltung des durch die gegenseitigen Sperrmaßnahmen zur See äußerst erschwerten Weltverkehrs, und schon nach wenigen Monaten hatten sich in der norwegischen Hauptstadt, in Bergen und einigen anderen Hafenstädten neben zahlreichen Agenten und Aufkäufern aus den kriegführenden Ländern alle jene Händler, Spekulanten und Flüchtlinge, Drückeberger, Spione und sonstigen zweifelhaften Existenzen zusammengefunden, die darauf ausgingen, aus dem Jammer des Krieges und aus dem Unglück der Menschheit Kapital

zu schlagen. In eifrigem Wettbewerb mit diesen zum großen Teil recht ungebetenen Gästen strebte die einheimische Geschäftswelt selbst, den Krieg für sich zur milchenden Kuh zu machen; rasch erwuchs auf dem geschäftlich nie sonderlich solide gewesenen norwegischen Boden jene liebenswerte Gattung über Nacht reich gewordener Leute, für die die den Norwegern sprachverwandten Dänen die treffsichere Bezeichnung „Gulaschbarone“ geprägt haben.

Bald weilten rund 25 000 Fremde, 10 Prozent der Gesamtbevölkerung, in Christiania, Leute, die durchweg spielend Unsummen verdienten, und die auch dementsprechend lebten. Die einheimischen Handelskreise wollten den fremden Gästen nicht nachstehen, und es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Umständen das öffentliche Leben der norwegischen Hauptstadt, das früher nur träge und geruhsam pulsierte, einen fieberhaften, ungesunden Rhythmus annahm. Dem mußte sich auch die hauptstädtische Presse anpassen, und sie tat das, indem sie sich hemmungslos der Vertretung der Interessen derjenigen Elemente hingab, die nunmehr Handel und Wandel wie das öffentliche Leben überhaupt bestimmten. Das waren die fremden Spekulanten und Glücksjäger, und es waren die einheimischen Schiffsreeder und Exporteure. Denn alle diese Glücksritter des Krieges inserierten dauernd und in großem Umfang; sie suchten Ware, und sie boten Ware an. Handel und Seeverkehr mit England hatten von jeher in Norwegen an erster Stelle gestanden; jetzt beherrschte dieser so gut wie ausschließlich den Markt, zumal England nichts unversucht ließ, deutschen Aufkäufern in Norwegen die Ware abzujagen. Mit dem praktischen, vorwiegend auf das rein Materielle gerichteten Sinn des Norwegers hängt es zusammen, daß sich auch die politischen Sympathien der maßgebenden Kreise des Landes England und der Entente zuwandten. Die Presse war ohnehin schon vom Beginn des Krieges an mit englischen und natürlich englisch gefärbten Nachrichten über die militärischen Ereignisse überschwemmt worden, während aus Deutschland zunächst leider wochenlang Informationen fast völlig ausblieben. Je länger der Krieg dauerte, um so offener und rückhaltloser trat die Christianiapresse für die Sache der Entente ein, um so unfreundlicher und feindseliger wurde ihre Haltung gegenüber den Mittel-

mächten. Die englische Propaganda, geleitet von Mr. Findlay, dem britischen Gesandten, unterließ natürlich auch nichts, um die Presse im englischen Sinne gefügig zu machen. Er und seine Mittelsmänner haben es ausgezeichnet verstanden, sämtliche Zeitungen zu dienstwilligen Trabanten der Entente zu erziehen, wenn auch nicht gerade, wie in Italien, durch Bestechungen in bar, so doch durch mittelbare geschäftliche Beeinflussung. Denn lökte einmal ein Blatt wider den Stachel, flugs wurde allen großen, von England geschäftlich abhängigen Firmen und Aktiengesellschaften verboten, in dem Organ weiter zu inserieren; umgekehrt erhielten die im Strome Englands schwimmenden Zeitungen für ihr Wohlverhalten große Anzeigenaufträge. Dieses Wohlverhalten bestand und besteht nicht nur in unmittelbarer Parteinahme für England, sondern auch in unausgesetztem Säen von Mißtrauen, Haß und Feindschaft gegen Deutschland. Allerlei kleine Bosheiten und Gehässigkeiten bilden den Ausdruck dieser zielbewußt betätigten Deutschenhetze, die sich bis auf die Wahl der Telegrammüberschriften erstreckt. Haben z. B. einige deutsche Heerführer hohe Auszeichnungen, etwa den „Pour le mérite", erhalten, so erscheint diese Meldung in irgendeinem Blatt mit der Spitzmarke: „S. M. verteilt Orden." Ueber die Schilderung eines englischen Gefangenenlagers setzt man die Ueberschrift: „Die Hunnen in England" und so fort.

Der Kreis der Christianiapresse umfaßt im ganzen etwa zehn Zeitungen, unter denen „Tidens Tegn" das führende Blatt ist. Es ist, für norwegische Verhältnisse, gut redigiert; sein Herausgeber und Chefredakteur Dr. Thommessen ist ein tüchtiger Journalist und verfügt über sehr gute Beziehungen zu allen maßgebenden Kreisen des Landes. „Tidens Tegn" steht mit seiner Auflage von etwa 70 000 Exemplaren an der Spitze aller norwegischen Zeitungen und ist geschäftlich ein recht rentables Unternehmen. In seiner offenen, niemals geleugneten Parteinahme für die Sache Englands ist das Blatt ehrlich, und es hat nie versucht, seine Feindseligkeit gegen Deutschland hinter hohlen und verlogenen Redensarten von „Neutralität" zu verbergen. Um so größer darin ist „Aftenposten", das erste Insertionsorgan des Landes, ein Blatt vom Generalanzeiger-

typ, das zwar stets auf seine Neutralität pocht, aber aus der Feder von Einar Woxem die gehässigsten Artikel gegen Deutschland bringt, während es der gegenteiligen Meinung strikt seine Spalten verschließt. Seine Geschäfte gehen während des Krieges so gut, daß es sich in London und Paris eigene Korrespondenten halten kann, die sich, nach ihren stilistischen Uebungen zu schließen, anscheinend den Ton der „Daily Mail“ und des „Matin“ zum Vorbild genommen haben. Ihre Artikel suchen in bezug auf Pöbelhaftigkeit gegen Deutschland in Norwegen jedenfalls vergeblich ihresgleichen. „Aftenposten“ hat rund 50 000 Leser; eine etwas geringere Auflage hat „Morgenbladet“, das ebenso wie „Aftenposten“ zweimal täglich erscheint. Es sind das die beiden einzigen norwegischen Zeitungen mit zwei Ausgaben am Tage; alle anderen Blätter des Landes, auch „Tidens Tegn“, erscheinen nur einmal. Auch „Morgenbladet“ macht aus seinem Herzen keine Mördergrube; es verleugnet nicht, auf welcher Seite seine Sympathien sind; aber es läßt fast stets Deutschland und seiner Sache Gerechtigkeit widerfahren, hält sich von feindseligen Anwürfen frei und legt Wert darauf, eine neutrale Haltung zu haben. Sein militärischer Mitarbeiter, Hauptmann Nörregard, hat stets offen und unbekümmert Deutschlands militärische Ueberlegenheit anerkannt.

Zu den bedeutenden Blättern von Christiania ist ferner „Verdens Gang“ zu rechnen, ein Blatt, das gleichfalls lange Zeit hindurch völlig im Fahrwasser Englands segelte, das seit einigen Monaten aber in seiner Haltung zurückhaltender und vorsichtiger geworden ist. Es legt augenscheinlich jetzt Wert darauf, für neutral zu gelten, hat aber diese Schwenkung nicht mit jähem Ruck, sondern langsam und unauffällig vollzogen. Man würde jedoch fehlgehen, wollte man annehmen, die Zeitung habe das Unzulässige ihres früheren Verhaltens eingesehen. Ihre Schwenkung ist wohl kaum etwas anderes, als ein Konkurrenzmanöver, gerichtet gegen „Tidens Tegn“, mit dem „Verdens Gang“ in engem Wettbewerb steht. Man will dem Konkurrenten vermutlich sachte und behutsam die Leser abspenstig machen, denen „Tidens Tegns“ Liebedienerei gegen England über die Hutschnur geht. Eine be-

deutende Auflage von etwa 50 000 Exemplaren hat noch „Socialdemokraten“, dessen Parteirichtung ihm einen politisch scharf umrissenen Leserkreis sichert. „Socialdemokraten“ ist freilich auch das einzige Organ der Christianiapresse, das sich auf eine breitere Volksschicht stützen kann. Die übrigen Blätter vertreten weder bestimmte Parteien, noch etwa besondere wirtschaftliche Interessengruppen; es sind durchweg geschäftliche Unternehmungen, die sich durch geschicktes Lavieren ihren Anhang und ihren Leserkreis heranziehen, abgesehen allein von „Norges Handels- og Sjöfartstidende“, die die rein geschäftlichen Interessen der norwegischen Reeder und Großhändler vertritt und dementsprechend auch völlig in englischem Fahrwasser schwimmt. „Norske Intelligenssedler“, das offiziöse Organ der norwegischen Regierung, ist in seiner Haltung naturgemäß nicht unabhängig. Sympathien und Antipathien muß es vorsichtig in seines Busens Schrein verbergen, und die Neutralitätspolitik der Regierung findet in seiner Haltung ihren Widerhall. Erwähnt sei schließlich noch „Middagsavisen“, ein minderwertiges Sensations- und Hetzblatt, das aber für die Beeinflussung der Stimmung der breiten Schichten nicht ohne Bedeutung ist. Es ist in seinen nur vier Seiten schon äußerlich als Sensationsblatt abgestempelt, tritt gern Skandale breit und sucht sich daneben durch ordinäre Hetze gegen Deutschland beliebt und interessant zu machen.

Bildet die Christianiapresse, deren wesentlichste Organe hier Erwähnung gefunden haben, nun ein Spiegelbild der öffentlichen Meinung des Landes? Ja und nein. Wertet man als öffentliche Meinung lediglich den Kreis der norwegischen Kriegsgewinnler und der sonstigen mit der Entente versippten Elemente, die sich gegenwärtig völlig in den Vordergrund gedrängt haben und den meisten Wind machen, so muß man die gestellte Frage bejahen. Aber die geldgierigen Reeder, diese Konsul Bernicks und die anderen Stützen der heutigen norwegischen Gesellschaft, die Gulaschbarone und der ganze Troß des Kriegsgewinnlerpöbels sind nicht das norwegische Volk. Der Kleinbürger, der Arbeiter, der unter der gewaltigen Teuerung und der in

Christiania geradezu unerhörten Wohnungsnot schwer leidet, vor allem aber die große Masse der Bauern im Hinterlande, die die Mehrzahl des Volkes ausmachen, und die von dem Kriege nur Nachteile, aber keine Vorteile haben, sie alle sehen mit scheelen Blicken auf den kleinen, aber mächtigen Kreis derer, die jetzt im Ueberflusse schwelgen und das wirtschaftliche Leben des Landes zu einem kühnen, aber innerlich morschen und schon im Fundament angefaulten Bau aufgetürmt haben, der im Augenblick des Kriegsendes zusammenstürzen und zahllose Existenzen unter seinen Trümmern begraben muß. Mindestens die Hälfte dieses Bürger- und Bauerntums, so versichern genaue Kenner des Landes, pfeifen auf England, sehen mit schweren Bedenken das ganze Land in die Fangarme des britischen Polypen verstrickt, der es letzten Endes aussaugen wird, und sind in diesem wütenden Kampf der Weltmächte mit ihrer Gesinnung mindestens unbeteiligte Zuschauer, wenn sie nicht sogar offen deutschfreundlich sind. Aber ihre Meinung kommt in der Presse des Landes nicht zum Ausdruck; dafür hat England geschickt gesorgt. Wird es doch selbst der führenden Intelligenz des Landes schwer, wenn nicht unmöglich gemacht, ihrer abweichenden Meinung öffentlich Ausdruck zu geben. „Tidens Tegn“ hatte zwar Mut genug, Männer, wie den früheren Staatsminister Dr. Sigurd Ibsen, Norwegens aufrichtigsten Deutschenfreund, zum Wort zu verstatten; die anderen Blätter wehren aber deutschfreundlichen Stimmen meist ganz einfach die Aufnahme. Und es sind gerade die besten, die mit ihren Sympathien offen auf Deutschlands Seite stehen, Knut Hamsun, Christian Sinding, Niels Kjaer und noch so mancher andere Norweger von europäischem Ruf. Doch die Christianiapresse hat für diese geistigen Führer der Nation keinen Raum; sie gehorcht Mr. Findlay, der des unglücklichen Sir Roger Casements Diener zum Meuchelmord an seinem Herrn dingen wollte, und der trotzdem nicht nur immer noch britischer Gesandter in Christiania, sondern in Wahrheit heute der eigentliche Herrscher in Norwegen ist.



„Le Journal.“

Innerhalb der Pariser Presse wie überhaupt unter den französischen Zeitungen bilden vier Blätter sozusagen eine Klasse für sich. Es sind die vier Pariser Tageszeitungen mit Riesenauflagen: „Le Petit Journal“, „Le Petit Parisien“, „Le Matin“ und „Le Journal“. Im Gegensatz zu den alten Pariser Blättern von der Art des „Journal des Débats“, des „Figaro“, des „Temps“, des „Intransigeant“ und vieler anderer Organe der französischen Hauptstadt stellen die genannten vier Zeitungen einen reinen Geschäftstyp dar, sind ohne jede Beziehung zum geistigen Frankreich, verdanken ihre Entstehung nicht dem Schrifttum der Nation oder der Initiative eines ihrer so zahlreichen glänzenden und bedeutenden Publizisten. Sie sind gegründet von Leuten, die nichts als Geschäfte machen wollten, und wenn diese Geschäfte auch keineswegs immer einwandfrei gewesen sind, so waren sie doch außerordentlich gewinnbringend. Das älteste dieser Blätter ist das „Petit Journal“, dessen Entstehungsgeschichte schon erzählt worden ist. Das glänzende Geschäft, das mit dem „Petit Journal“ gemacht worden war, ließ andere Unternehmer auf Nachahmung dieses neuartigen Zeitungstyps sinnen. So entstand der „Petit Parisien“ in seiner gegenwärtigen Gestalt. Das Blatt als solches hatte allerdings schon vorher bestanden, war aber verkracht und wurde in der Versteigerung von einem Gerichtsvollzieher aus Bayonne namens Jean Dupuy für ein Spottgeld erworben. Der Käufer ahmte getreu das Vorbild des „Petit Journal“ nach, und er hatte mit seinem „Petit Parisien“ in der neuen Gestalt denn auch bald die gleichen geschäftlichen Erfolge. Die Auflagen der

beiden Blätter stiegen im Laufe weniger Jahre ins Riesenhafte, und Herr Jean Dupuy mußte selbst mit seinem Blatte zu wachsen. Er ließ sich in den Senat wählen und wurde so, gestützt auf sein weitverbreitetes Blatt, zu einer politischen Macht. Seine große Stunde schlug in den Tagen der Dreyfusaffäre. Hatten die verbrecherischen Generalstäbler die Mehrheit der Aktien des „Petit Journal" an sich gebracht und sich damit eine schwerwiegende publizistische Unterstützung geschaffen, so schlug sich der Senator Jean Dupuy (nicht zu verwechseln mit dem einstigen opportunistischen Ministerpräsidenten Charles Dupuy, der als Präsident der Deputiertenkammer bei dem Bombenattentat im Palais Bourbon am 9. Dezember 1893 die geistesgegenwärtigen Worte sprach: „La séance continue!") auf die Seite der Radikalen, die die Pestbeule des Dreyfusskandals aufzustechen entschlossen waren. Waldeck-Rousseau verpflichtete sich den einflußreichen Senator durch das Portefeuille des Ackerbauministers. Nachdem die Dreyfusgegner niedergeschlagen waren, der Gefangene der Teufelsinsel sich wieder der Freiheit erfreute, war es für den Senator Dupuy nicht schwer, das diskreditierte „Petit Journal" in den Hintergrund zu drängen, während der „Petit Parisien" es bis zu der Rekordauflage von anderthalb Millionen Exemplaren brachte. Es gelang ihm auch, sich in bezug auf die Auflage dauernd an der Spitze aller Zeitungen der Welt zu halten, obwohl den beiden Soublättern mittlerweile zwei neue und gefährliche Wettbewerber erwachsen waren.

Es sind „Le Matin" und „Le Journal". Beide Zeitungen erwuchsen auf dem übelduftenden Sumpf des Panamaskandals; ihre Gründer waren an diesem größten Raubzug aller Zeiten hervorragend beteiligt. Bunau-Varilla, der den „Matin" im Jahre 1898 von M. de Poidatz kaufte, war an Finanztransaktionen in Verbindung mit dem Kanalbau reich geworden; der Gründer des „Journal", Henri Letellier, war Zementlieferant auf dem Isthmus von Panama gewesen und hatte bei diesem Geschäft gleichfalls einige Dutzend Millionen Francs des französischen Sparkapitals in seine Taschen geleitet. Die beiden Ehrenmänner dachten sich unliebsamen Erörterungen über den Erwerb ihres Vermögens am besten zu entziehen, indem sie

sich zu publizistischen Machtfaktoren entwickelten. Sie taten das mit großem Erfolge, indem sie ihre Zeitungen nach der Art des „Petit Journal“ und „Petit Parisien“ gleichfalls zu Soublättern größten Stiles ausgestalteten, aber, um etwas Neues zu bieten und um dieser Zeitungsgattung bisher noch abgeneigte Leser zuzuführen, gleichzeitig ein etwas höheres Niveau anstrebten. Ihre Spekulation erwies sich auch als richtig; „Matin“ und „Journal“ wurden bald beliebte Organe des breiten Bürgertums. Journalistisch gleichartig, waren die beiden Blätter ihrer Tendenz nach doch völlig voneinander unterschieden. War der „Matin“ nationalistisch und chauvinistisch in höchstem Grade, so huldigte das „Journal“ dem Pazifismus, und es hielt sich von allen Versuchen der Völkerverhetzung fern. Man braucht aber nicht zu glauben, daß die Leitung des „Journal“ durch ideale Beweggründe zu dieser Haltung geführt wurde. In dem überaus scharfen und erbitterten, viele Jahre hindurch mit größter Heftigkeit geführten Konkurrenzkampf der beiden Blätter war es für das „Journal“ einfach eine Notwendigkeit, auf einer andern Flöte zu blasen als der „Matin“, dessen verhetzender Chauvinismus ohnehin nicht zu überbieten war. Nur aus diesem Grunde blies das „Journal“ die sanfte Schalmei und trat, wenn auch in vorsichtiger Weise, für die Annäherung an Deutschland ein. Es spricht für die, kriegerischen Abenteuern abgeneigte, Gesinnung eines großen Teiles des französischen Bürgertums, daß das „Journal“ mit dieser Tendenz allmählich die Auflage des „Petit Parisien“ fast einholte und annähernd anderthalb Millionen Exemplare drucken konnte, während der „Matin“, allzusehr bloßgestellt durch seine unsauberen Affären, stark zurückging und eine Auflage von 800 000 Exemplaren nie überstieg. „Journal“ ließ auch nichts unversucht, dem Konkurrenten das Wasser abzugraben, was an sich nicht schwer war, namentlich, nachdem der ehemalige Generalsekretär des „Matin“, Charles Humbert, sich mit Bunau-Varilla überworfen hatte und die Redaktion des „Journal“ übernahm.

Humbert, der später von der Stadt Verdun zum Senator gewählt wurde, kannte die Gepflogenheiten und die Schwächen des „Matin“ genau genug, um den Wett-

bewerb in wirksamster Weise führen zu können. In dem Bestreben, dauernd Paris und Frankreich in Atem zu halten und gleichzeitig von sich reden zu machen, hatte der „Matin“ im Jahre 1910, als die Flugkunst in Frankreich ihren ersten großen Aufschwung nahm, den „Circuit de l'Est“ veranstaltet, eine Flugfahrt, die unmittelbar bis zur französischen Ostgrenze führte, und für die die chauvinistische Werbetrommel nach Kräften gerührt worden war. Den „Matin“ zu übertrumpfen, plante „Journal“ einen „Europäischen Rundflug“, in den die Hauptstädte Paris, Berlin, London, Amsterdam und Brüssel einbezogen werden sollten. Sofort setzte der „Matin“ alles daran, das große sportliche Unternehmen zu hintertreiben. Er begann einen wüsten nationalistischen Preßfeldzug gegen die Veranstaltung, bezichtigte die Leitung des Unternehmens des Vaterlandsverrats, mit dem Ziele, Frankreichs damalige Ueberlegenheit in der Luft zu untergraben und die Geheimnisse des militärischen Flugwesens an Deutschland zu verraten. Herr Bunau-Varilla begründete eigens zum Zweck der Bekämpfung des Rundfluges ein Flugblatt mit dem Titel „Les trois Couleurs“, das in täglich neuer Auflage auf den Boulevards ausgeschrien wurde. Bald hatte der „Matin“ seinen Zweck auch erreicht; in die Enge getrieben und aus Furcht, bei seinen Lesern mit dem verpönten Unternehmen Anstoß zu erregen, gab das „Journal“ seinen Plan auf und verzichtete darauf, Deutschland in den europäischen Rundflug einzubeziehen. Die europäische Presse, im Frühjahr 1911 chauvinistisch noch nicht verhetzt, verurteilte diese Handlungsweise mit aller Entschiedenheit; so schrieb beispielsweise der Amsterdamer „Telegraaf“, das führende holländische Sportblatt, der zu jener Zeit noch nicht von der Entente ausgehalten wurde, es sei von Frankreich eine sehr kleinliche Rache für 1870, Deutschland von der sportlichen Veranstaltung auszuschließen. Der „Telegraaf“ richtete an die internationalen sportlichen Verbände sogar die Aufforderung, sich solidarisch zu erklären und ihrerseits Frankreich von einem etwa zu unternehmenden internationalen Rundflug auszuschließen.

Trotz diesem Zurückweichen vor dem Chauvinismus blieb das „Journal“ weiterhin in seinem ruhigen Fahr-

wasser der Parteilosigkeit und politischen Unabhängigkeit, bis, im Mai des Unheiljahres 1914, der französische Kanonenkönig Schneider in Creusot das Blatt durch seinen Reklamechef Grosclaude, einen vielgewandten Mann, der einst ein bekannter Humorist und später ein weniger bekannter Forschungsreisender gewesen war, in aller Stille an sich brachte. Da Schneider-Creusot guten Grund hatte, den Erwerb der bedeutenden Zeitung nicht bekannt werden zu lassen, so blieb Letellier zunächst dem Namen nach noch Verleger des „Journal"; Grosclaude übernahm die geschäftliche Leitung. Alsbald kam es jedoch in der Verwaltung des Blattes zu Zwistigkeiten; nach einem Prozeß mit dem Verlage schied Grosclaude aus, und im Juli 1915 ging das „Journal" für einen Kaufpreis von 20 Millionen Francs in den Besitz seines politischen Direktors, des Senators Humbert, über, während Letellier sich ins Privatleben zurückzog. Schon ein Jahr zuvor, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, hatte Humbert plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Am 13. Juli 1914, als die Kriegsschiffe, die den Präsidenten Poincaré und den Ministerpräsidenten Viviani zum Besuche des Zaren nach Petersburg geleiten sollten, schon unter Dampf lagen, klagte Herr Humbert im Senat die französische Regierung plötzlich sträflicher Vernachlässigung der Landesverteidigung an, und wenn der Senator von Verdun dabei von anderthalb Millionen Paar fehlender Stiefel sprach, so tat er das vielleicht nur, um als Direktor des damals Herrn Schneider-Creusot gehörenden „Journal" nicht von Kanonen zu sprechen. Er schwieg auch bescheidentlich von den großen Automobillieferungen für die französische Militärverwaltung, an denen er beteiligt war. Als der Krieg ausbrach, ließ das „Journal" auch sofort die Maske fallen und bemühte sich nach Kräften, in bezug auf Chauvinismus und Gehässigkeit gegenüber dem deutschen Gegner hinter dem „Matin" nicht zurückzustehen. Nun durfte Herr Humbert auch ohne Scheu in Lloyd Georges Ruf nach Artillerie und Munition einstimmen, und er tat das im Senat wie in ungezählten „Journal"-Artikeln, die er, wie sich neuerdings herausgestellt hat, gar nicht selbst schrieb, sondern von seinen Sekretären verfassen ließ, so laut und nachdrücklich, wie man das

von einem Manne erwarten konnte, der die Interessen des Herrn Schneider-Creusot vertraglich wahrzunehmen verpflichtet war.

Herr Humbert war aber weder von Letellier noch von Schneider-Creusot so fürstlich bezahlt worden, daß er die 20 Millionen des Kaufpreises für das „Journal“ auch nur zum kleinen Teile aus der eigenen Tasche hätte bestreiten können. Trotzdem beglich er 7 Millionen Francs sofort in bar. Im Verlauf der Untersuchung gegen den Abenteurer Bolo Pascha wurde bekannt, woher diese 7 Millionen stammten. Humbert erhielt sie von einem jungen Manne namens Pierre Lenoir, dessen verstorbener Vater Alphonse Lenoir den Anzeigenteil des „Journal“ gepachtet und daran angeblich 10 Millionen verdient hatte. Als Vermittler trat ein gewesener Advokat Desouches auf, der eine Art von Syndikus bei dem jungen Lenoir gewesen zu sein scheint. Ob dieser strebsame Boulevardsprößling nur eine gute Kapitalanlage suchte, ob er politische Carriere machen wollte, oder ob er nur ein Werkzeug in den Händen anderer war, das wird wohl auch der gegen ihn angestrengte Prozeß nicht klarlegen, da in Frankreich bekanntermaßen politische Prozesse entweder überhaupt nicht verhandelt werden, wie z. B. der Prozeß gegen den Mörder von Jaurès, oder den Beweis erbringen, daß die französische Themis nicht nur blind, sondern auch taub ist. Jedenfalls suchte sich Humbert des neuen Teilhabers so rasch als möglich zu entledigen; aus der Redaktion des „Journal“, in die Lenoir, wohl in Erwartung raschen Aufstieges zum Politiker und Deputierten, eingetreten war, graulte Humbert ihn bald hinaus, und das Geld zur Rückzahlung seiner Kapitaleinlage nahm der Senator von Verdun aus den wohlgepflegten, wenngleich nicht ganz reinen Händen Bolo Paschas, getreu dem bekannten Wahrspruch Vespasians. Als trotzdem Gestank aufstieg, und als Paul Bolo, der Abenteurer, Schieber und Glücksritter aus Lyon, nach Clemenceaus Attacke gegen die pazifistischen Verräter des Vaterlandes verhaftet worden war, schnüffelte Herr Humbert — nicht den Millionen des seltsamen Paschas, sondern denen des jungen Lenoir nach und fand plötzlich, daß sie recht verdächtig röchen. Er fühlte sich verpflichtet,

6

diese seine Wahrnehmung der staatlichen Desinfektionsanstalt bekanntzugeben, die auf die Anzeige des hochmögenden Senators der heldenhaften Stadt Verdun denn auch sofort über Lenoir und Desouches die Quarantäne verhängte. Man kann, um das Gleichnis nicht zu Tode zu hetzen, auch einfach sagen, daß Humbert seinen früheren Teilhaber bei Gericht wegen Landesverrats denunzierte und seine und seines Mittelsmannes Verhaftung veranlaßte. Diese bekundeten nun vor dem Untersuchungsrichter die recht eigenartigen Erfahrungen, die sie mit Herrn Humbert gemacht hatten. Der Besitzer des „Journal" hatte danach ihnen gegenüber schon früher den Verdacht geäußert, die eingeschossenen sieben Millionen seien kein integrierender Teil des französischen Nationalvermögens; aber seine patriotischen Bedenken und sein fester Wille, mit Hilfe der Behörden sich Klarheit darüber zu verschaffen, hätten sich durch die Hingabe weiterer beträchtlicher Summen immer wieder beschwichtigen lassen, solange die Oeffentlichkeit über die Herkunft der Bolo-Millionen nicht die gleichen Bedenken geäußert hatte. Mißgünstige Menschen nennen eine solche Handlungsweise Erpressung; aber wenn Herr Humbert unter dem etwas peinlichen Eindruck dieser Enthüllungen auch die Leitung des „Journal" niederlegen mußte, so durfte er doch noch längere Zeit ungeschoren im goldenen Sonnenlicht wandeln, und selbst der „Tiger" Clemenceau wagte sich zunächst nicht an ihn heran, wohl weil, wie es hieß, ein Gesalbter in den elysäischen Gefilden schützend seine Hände über ihn breitete. Als freilich Bolo zum Tode verurteilt war und das Geheul der nationalistischen Presse unter Führung Léon Daudets von der „Action Française" immer wilder den Skalp Humberts forderte, vermochte die Regierung nicht mehr zu widerstehen und ließ den Senator von Verdun auf seinem Schlosse Mesnil Guillaume im Departement Calvados verhaften. Schließlich verlangte das auch die klare Logik der Dinge: Bolo war nur Humberts Mittelsmann bei dem geheimnisvollen Geldgeschäft; trotzdem wurde er wegen Landesverrats zum Tode verurteilt, weil das Kriegsgericht den deutschen Ursprung des Geldes als erwiesen ansah. Danach wäre das Schicksal

Humberts, der der eigentliche Nutznießer dieses pekuniären Danaergeschenks war, bereits besiegelt.

Das Geschick des Senators Humbert kann uns gleichgültig sein, ebenso wie die weitere Entwicklung dieser echt französischen Skandalaffäre. Lehrreich ist sie freilich in hohem Grade. Zeigt sie doch, wie eng selbst die größten Pariser Blätter, die Millionen abwerfen, mit jenen französischen Finanzkreisen verbunden und versippt sind, die entweder kraft ihrer Geldmacht oder ihrer unterirdischen Beziehungen in allen öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs ihre keineswegs immer sauberen Finger haben, und deren Geld ebenso wie ihr unheilvoller Einfluß durch die verschiedensten Kanäle Eingang in die französische Presse findet. Dadurch ist sie zu dem Sumpf geworden, aus dem die giftigen Miasmen der Korruption, widerlicher Gesinnungsheuchelei, des Volksbetrugs, des Chauvinismus und der Verhetzung der Nationen verderbenbringend aufsteigen.



6*



„Daily Mail."

Im Jahre 1887 begann in London ein Wochenblatt zu erscheinen, das den Titel „Answers" (Antworten) führte, und dessen Eigenart darin bestand, daß es sozusagen seinen ganzen Leserkreis zu Mitarbeitern machte. Wer von ihnen irgend etwas Dummes zu fragen hatte, der wandte sich an „Answers", und das Blatt gab die Frage getreu seinem Leserkreise weiter, aus dem dann die nicht minder geistreichen Antworten einliefen, die natürlich gleichfalls veröffentlicht wurden. So erfuhren die „Answers"-Leser, wieviel Cabs täglich an der Bank von England vorüberfuhren, oder wieviel Beinkleider der Prinz von Wales sein eigen nannte.

Der Begründer dieses geistreichen Blattes war ein zweiundzwanzigjähriger Journalist aus der Grafschaft Dublin namens Alfred Charles William Harmsworth. Er hatte auf der Universität Cambridge die Rechte studiert, die Jurisprudenz aber bald an den Nagel gehängt, um Journalist zu werden. Als er „Answers" begründete, hatte er sich schon einige Jahre publizistisch betätigt und jeweils in plattem, für die breite Masse berechnetem Stil über Dinge geschrieben, die gerade aktuell waren, z. B. über die Amateur-Photographie und über das Radfahren. Auch „Answers" waren in ihrer Art nichts eigentlich Neues; sie waren eine Nachbildung der von Sir Georges Newnes gegründeten „Tit-Bits". Die Nachahmung war auch äußerlich auffällig; hatten „Tit-Bits" einen grünen Umschlag, so erschienen „Answers" in gelbem Gewande. Aber das gelbe Blatt kam auf keinen grünen Zweig. Harmsworth sah das hineingesteckte kleine Kapital

von kaum 2000 Pfund — sein ganzes Vermögen — zusehends dahinschwinden, und eines Tages war er zahlungsunfähig.

Da kam er auf die Idee, sämtliche Leser seines Wochenblättchens gegen Unfall zu versichern. Als Prämie hatten die Abonnenten nur den Bezugspreis zu entrichten; die Versicherung hatten sie also umsonst. Der neue Gedanke schlug ein; der Leserkreis wuchs plötzlich rapid, und binnen wenigen Jahren hatte Harmsworth nicht nur seine Schulden bezahlt, sondern ein sehr ansehnliches Vermögen erworben. Hundert andere hätten nun auf ihren Lorbeeren ausgeruht, um allmählich reich zu werden und sich schließlich vom Geschäft zurückzuziehen. Anders Alfred Harmsworth. Der junge Mann besaß einen brennenden Ehrgeiz und den Willen zur Macht. Er war aus dem Holze der amerikanischen Dollarfürsten geschnitzt, denen der Gelderwerb Lebensbedürfnis ist, und die mit untrüglicher Sicherheit die großen Verdienstmöglichkeiten wittern. So begann der Herausgeber der „Answers“ das Erscheinen einer großen Tageszeitung vorzubereiten. Er wußte sehr wohl, daß er, wollte er Erfolge erzielen, etwas ganz Neues bringen müsse, und so entschloß er sich — wieder ein neuer Gedanke — die Zeitung als Half-Penny-Blatt, das sich an die breiteste Masse des Volkes wenden sollte, auf die Straße zu werfen. Nie zuvor war ein Blatt sorgfältiger organisiert und vorbereitet worden. Zwei Jahre lang hatte Harmsworth an der Ausgestaltung des Betriebes gearbeitet; dann wurde die Zeitung versuchsweise drei volle Monate hindurch Tag für Tag fertiggestellt und in kleiner Auflage gedruckt, und erst als keinerlei Betriebsschwiertgkeiten mehr zu befürchten waren, als alles wie am Schnürchen ging, erschien, am 4. Mai 1896, die erste Nummer der „Daily Mail“ auf den Straßen von London.

Von diesem Tage an datiert eine neue Epoche der Presse des Vereinigten Königreichs. Nicht umsonst hatte Harmsworth Zehntausende von Pfund für die Vorbereitung des Blattes ausgegeben; alles klappte aufs vorzüglichste, und die Straßen der Themsestadt hallten wider von dem Geschrei der Zeitungsboys, die das neue Half-Penny-Blatt ausbrüllten. An allen Plakattafeln, an den Omnibus-

sen und Hausgiebeln las London in Riesenlettern die Worte „Daily Mail", und der anreißerischen Anpreisung der Zeitung entsprach ihr anreißerischer Inhalt. Etwas so Großsprecherisches, so Selbstgefälliges, Sensationelles und Ordinäres wie die „Daily Mail" hatte man bei einer englischen Zeitung noch nicht erlebt. Das Bürgertum, Kaufmannschaft und Intelligenz, an die ernste Gediegenheit der „Daily News", der „Morningpost", des „Daily Telegraph" und der vielen anderen großen Londoner Blätter gewöhnt, lachte zunächst über das Skandalblatt, das in widerlichster Weise die niedrigsten Sensationen breittrat, das aber gerade deshalb von der großen Masse verschlungen wurde, wobei natürlich auch der niedrige Preis mitsprach. Als nach wenigen Monaten die Auflage schon in die Hunderttausende gestiegen war, lachte man in London nicht mehr; man war wütend über das Schundblatt und schimpfte nach Kräften. In Fleetstreet, dem Londoner Zeitungsviertel, hatte man zunächst auch gelacht und geschimpft; aber nach kürzester Frist herrschte hier bereits Heulen und Zähneklappern. Um von dem neuen Wettbewerber nicht binnen kürzester Frist abgewürgt zu werden, mußten die volkstümlichen Blätter, wie „Daily News" und „Morningleader", auch „Daily Chronicle", schleunigst den Verkaufspreis ebenfalls auf einen Half-Penny herabsetzen.

Aber der Siegeszug der „Daily Mail" war nicht mehr aufzuhalten. Nachdem sie sich mit der Breittretung krasser Sensationen eingeführt hatte, begann sie, sich mehr und mehr der Politik zuzuwenden, einer Politik, die von der Plattform des allbritischen Imperialismus aus für die Bestrebungen der konservativen Partei eintrat. Irgendwelche Geltung hatte die „Daily Mail" als politisches Organ freilich trotz ihrer großen Auflage noch nicht. Da kam, in den letzten Tagen des Jahres 1895, der Jameson-Raid und gleich darauf das Krügertelegramm. Blitzschnell hatte Alfred Harmsworth begriffen, daß hier eine Gelegenheit gegeben war, einzuhaken und die englische Eigenliebe vor seinen Wagen zu spannen. Sofort begann die „Daily Mail" eine wütende, in ihren Formen geradezu maßlose Deutschenhetze, durch die zum ersten Male die breiten Massen in England chauvinistisch aufgestachelt wurden. Man

kann sagen, daß die damals das Land durchzitternde Erregung, die sich in unzähligen feindlichen Symptomen gegen Deutschland äußerte, zu drei Vierteln das Werk der „Daily Mail“ war. Denn die übrige Presse mußte schon aus Konkurrenzgründen die Hetze mitmachen, wenn sie auch in der Beschimpfung Deutschlands nicht annähernd so maßlos war, wie das Blatt Alfred Harmsworths. Diese politische Giftmischerei erwies sich überdies als ein glänzendes Geschäft, und die „Daily Mail“ spann den einmal aufgenommenen Faden mit Behagen und immer neuen Verdächtigungen der befreundeten Nation weiter. Die konservative Partei hatte anfangs an dem Sauherdenton der jungen Zeitung nicht den geringsten Gefallen gefunden, und Lord Salisbury hatte in Variierung des bekannten Ausspruchs, daß die englische Presse von Gentlemen für Gentlemen geschrieben sei, von der „Daily Mail“ gesagt, sie sei von Laufburschen für Laufburschen geschrieben. Aber die „Daily Mail“ wurde von Tag zu Tag größer und dadurch auch einflußreicher, und so ließ man sich die unfeine publizistische Unterstützung schließlich nicht ungern gefallen. Dabei blieb die Hetze um jeden Preis die Devise des Harmsworth-Blattes. Im Jahre 1898, gelegentlich der Faschoda-Affäre, hetzte es gegen Frankreich; ununterbrochen hetzte es zum Kriege gegen die Burenrepubliken, und als dieser Krieg ausgebrochen war, hetzte es mit verdoppelter Heftigkeit gegen Deutschland. Im russisch-japanischen Kriege hetzte die „Daily Mail“ gegen Rußland, um nach wenigen Jahren, nachdem durch den Vertrag über Persien von 1907 die britisch-russische Annäherung vollzogen war, flugs den Mantel nach dem Winde zu drehen und die alte Deutschenhetze wieder fortzuführen.

In all den Jahren war aber Alfred Harmsworth geschäftlich nicht müßig gewesen. Der riesenhafte Erfolg der „Daily Mail“ ließ in seinem Hirn den Gedanken eines englischen Zeitungstrusts reifen, den er selbstherrlich zu regieren trachtete. Er rief Nebenausgaben der „Daily Mail“ ins Leben, die in den großen Städten des Landes ebenso früh zu haben waren, wie das Hauptblatt in London, er begründete in Paris eine Festlandsausgabe der „Daily Mail“ und ließ auf eigenem Draht den ganzen In-

halt des Londoner Blattes hinüberkabeln. Um auch ein großes Abendblatt zu haben, begründete er die „Evening News“; er schuf den „Daily Mirror“, ein minderwertiges illustriertes Blatt, das gleichfalls eine Riesenauflage hat, brachte durch Aktienaufkauf den „Observer“ in seine Hände und kaufte daneben in der Provinz an Zeitungen auf, was nur aufzukaufen war, so den „Glasgow Record“, den „Manchester Courier“, den „Leeds Mercury“ und so fort. Daneben erwarb oder begründete er Dutzende von Magazinen und Wochenschriften, von denen nur das bekannte „Harmsworths Red Magazine“ genannt sei. Durch alle diese Organe, die allwöchentlich in mehr als 30 Millionen Exemplaren über die ganze englischsprechende Welt ausgeschüttet werden, zog sich von Anfang an wie ein roter Faden der Haß gegen Deutschland, der nicht nur in den politischen Aufsätzen zum Ausdruck kam, von dem vielmehr unzählige, an sich harmlos aussehende Meldungen durchtränkt waren, der aus den belletristischen Beiträgen sprach, und der in niederträchtiger Art alles, was deutsch ist, seit jeher herabzuwürdigen und verächtlich zu machen bestrebt gewesen ist. So hat es Alfred Harmsworth fertig gebracht, den ganzen englischen Volkskörper mit dem Gift des Hasses gegen Deutschland zu durchsetzen und den Krieg gegen die stammverwandte Nation als notwendig und unausbleiblich hinzustellen. Zielbewußt hat er fast zwei Jahrzehnte hindurch das Feuer geschürt, beileibe nicht, weil ihm der Krieg notwendig schien, sondern weil er die dauernde Erregung des Volkes als wirksamstes Propagandamittel für seine Zeitungsfabriken nötig hatte, und weil er gleichzeitig damit denen gefällig war, die seinen Ehrgeiz zu befriedigen die Macht hatten.

Schon bald nach dem Tode der Königin Viktoria, der die „Daily Mail“ nicht vor Augen kommen durfte, kam Alfred Harmsworth in Fühlung mit dem neuen König, und nach dem Burenkrieg wurde „wegen seiner nationalen Verdienste“ der Besitzer der „Daily Mail“ Sir Alfred Harmsworth. Die Gnadensonne Eduards VII. strahlte ihm auch weiterhin; schon 1905, im Alter von vierzig Jahren, wurde der mächtige Zeitungskönig zum Lord Northcliffe erhoben, und der neugebackene Peer von England

zog ins Oberhaus ein. König Eduard wußte wohl, was er damit tat. Er erkannte die ungeheure Macht der Presse und sah ein, daß sie in den Händen des weitgebietenden Zeitungsmagnaten seinen, auf die Einkreisung und Vernichtung des verhaßten deutschen Rivalen hinzielenden, politischen Bestrebungen im Lande den Boden vorbereiten würde. Der Britenkönig hat den Krieg nicht mehr erlebt; aber Lord Northcliffe hat auch nach seinem Tode dieses Ziel der englischen Politik niemals aus den Augen verloren und er konnte sich im Jahre 1914 in der „Daily Mail" rühmen, daß sie den Krieg vorausgesehen habe. Ein trauriger Ruhm, wenn man Jahrzehnte hindurch darauf hingearbeitet hat. Zu diesem Zwecke hat Lord Northcliffe übrigens seinen Konzern immer weiter ausgedehnt; 1908 erwarb er die „Times", 1912 die Petersburger „Nowoje Wremja", und mit dem gleichgesinnten „Matin" in Paris unterhielten die „Times" durch Nachrichtenaustausch enge Beziehungen. Man weiß, daß Lord Northcliffe nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg nach Amerika gesandt wurde, um auch dort die Aufhetzung der öffentlichen Meinung des Landes nach bewährten Mustern zu organisieren. Lloyd George hätte sich für diesen Zweck keines besseren Sachwalters bedienen können; der Londoner Zeitungskönig soll in den Vereinigten Staaten gleichzeitig auch enge geschäftliche Beziehungen zu einer Reihe großer amerikanischer Blätter angeknüpft haben, wenn man auch nicht genau weiß, welche Blätter er mit seinen Polypenfängen an sich gesaugt hat. Soviel steht fest, daß er gemeinsam mit seinen fünf Brüdern gegenwärtig 80 bis 100 Zeitungen und Zeitschriften kontrolliert, in denen durchweg der verderbliche Geist herrscht, der von der „Daily Mail" ausgegangen ist. Mehr als 800 000 Exemplare allein dieses Blattes ergießen sich an normalen Tagen über London, und bei Sensationsereignissen hat die Auflage der „Daily Mail" schon anderthalb Millionen Nummern überschritten. Wohl gibt es in London noch größere Auflagen als die der „Daily Mail"; die radikalen, einem Verständigungsfrieden geneigten „Daily News", die während des Krieges einen gewaltigen Aufschwung genommen haben, einen Aufschwung, der im Hinblick auf die Tendenz

des Blattes zu denken gibt, haben heute eine regelmäßige Auflage von mehr als einer Million. Aber Lord Northcliffe hat ja allein in London neben der „Daily Mail“ noch zahlreiche andere Pfeile im Köcher, so den „Daily Mirror“, den sein Bruder Lord Rothermere leitet, und dessen Auflage zurzeit 960 000 Exemplare umfaßt, sowie die „Evening News“, die allabendlich in mehr als 300 000 Exemplaren verkauft werden.

Mehr als alles andere lassen diese Ziffern die ungeheure Macht des Mannes erkennen, der aus der Aussaat des Hasses Berge Goldes geerntet, der gleichzeitig Ehren und Einfluß im Lande erlangt hat, wie nie zuvor ein Zeitungsverleger. Nach seiner Rückkehr aus Amerika wurde er zum Viscount erhoben und mit der Leitung der Propaganda in den feindlichen Ländern betraut, während sein Bruder Lord Rothermere und Lord Beaverbrook, der frühere Sir William Max Aitken, Besitzer des einst von Arthur Pearson gegründeten „Daily Expreß“, Regierungsämter innerhalb des Kabinetts Lloyd George erhielten. Bis zum heutigen Tage ist Lord Northcliffe der wütendste Kriegshetzer in England; aber der Tag wird kommen, da ihm die Nation fluchen und jenen Frühlingstag des Jahres 1896 verwünschen wird, an dem die erste Nummer der „Daily Mail“ erschien.



„Le Matin."

Es ist wiederholt in diesem Buche auf den Pariser „M a t i n", auf sein Gebaren, seine Korruption und seinen Deutschenhaß hingewiesen worden, und er wurde als das böse Vorbild gekennzeichnet, dem nachzustreben so manches Organ in Frankreich wie in anderen Ländern beflissen blieb. In der Tat hat die Niedrigkeit der Gesinnung, die seit Jahrzehnten aus den Spalten dieser Zeitung spricht, moralische Verheerungen nicht allein bei ihren Lesern, sondern, was noch schlimmer ist, auch in der internationalen Publizistik angerichtet und dadurch die giftige Atmosphäre sittlicher Bedenkenlosigkeit und eines schrankenlosen Völkerhasses weithin durch die Welt getragen. Man könnte fragen, woher der „Matin" den Mut genommen, und wodurch er einen so gewaltigen Einfluß gewonnen hat, um gewissermaßen die internationale öffentliche Meinung zu tyrannisieren. Doch dieser Mut war nie etwas anderes, als die Dreistigkeit des Erpressers, der genau weiß, daß man seine Denunziationen scheut, und sein Einfluß war auf nichts anderes als auf die skrupelloseste Ausnutzung aller jener publizistischen Möglichkeiten gegründet, die einem außerordentlich verbreiteten Blatte zu Gebote stehen.

Nicht von Anfang an war der „Matin" das, was er heute ist. Als am 17. Juni 1882 seine erste Nummer erschien, verkündete er als sein Programm die Bekundung eines unabhängigen Republikanismus. Sein Gründer war ein Halbengländer, A. F. E d w a r d s; obwohl er bereits seit Jahren in der Pariser Presse tätig gewesen war, gelang es ihm nicht, das neue Morgenblatt in die Höhe zu bringen,

und nach kurzer Zeit ging der „Matin“ sang- und klanglos wieder ein. Etwa ein Jahr später, zu Beginn des Jahres 1884, erschien er von neuem, nachdem Edwards mittlerweile ein amerikanisches Konsortium zusammengebracht hatte, das ihm größere Geldmittel zur Verfügung stellte. Nun versuchte Edwards, den „Matin“ durch amerikanische Methoden einzuführen; die Zeitung versprach ihren Lesern eine besonders rasche Berichterstattung, und da es damit zu jener Zeit in Frankreich noch haperte, so faßte der „Matin“ denn auch allmählich festen Fuß, ohne doch zunächst einen bemerkenswerten Aufschwung zu nehmen. Immerhin muß Edwards mit ihm Geld gemacht haben; denn im Jahre 1895 schied er aus dem Unternehmen aus und lebte seither als reicher Mann. Es war derselbe Edwards, der in dritter Ehe mit der schönen Pariser Schauspielerin Lantelme verheiratet war, die einige Jahre vor dem Kriege bei Emmerich im Rhein eines nicht ganz aufgeklärten plötzlichen Todes gestorben ist. Edwards selbst starb am 10. März 1914 in Paris.

Nach seinem Ausscheiden aus dem „Matin“ führte der bisherige Chefredakteur M. de Poidatz die Geschäfte; im Jahre 1898 wurde er Eigentümer des Blattes und führte es nunmehr im Stil des „Petit Journal“, der parteilosen Boulevardpresse, weiter, nachdem er den Verkaufspreis auf einen Sou herabgesetzt hatte. Gleichzeitig schloß er mit den Londoner „Times“ einen außerordentlich günstigen Vertrag, durch den er sich für eine jährliche Summe von 150 000 Francs den gesamten Nachrichtendienst des englischen Weltblattes sicherte. Diese Londoner Telegramme ließ er sich auf eigens gemietetem Draht übermitteln und machte dadurch den „Matin“ zu einem vorzüglichen Nachrichtenblatt, das nun einen ungemein raschen Aufschwung erlebte. Binnen drei Jahren konnte er so die Auflage von 75 000 auf 300 000 Exemplare steigern, was ihn der Gipfel des möglichen Erfolges dünkte und ihn veranlaßte, die Zeitung zu verkaufen.

In dem Konsortium, das den „Matin“ nunmehr erwarb, saß auch ein gewisser Maurice Jules Bunau-Varilla, der bereits im Jahre 1896 in das Unternehmen eingetreten war. Dieser Bunau-Varilla löste im Jahre 1903

seine Mitbesitzer ab und ist seither der alleinige Verleger des „Matin". Die ersten Anfänge dieses Mannes verlieren sich einigermaßen im Dunkel. Geboren ist er um das Jahr 1856; bekannt wurde er jedoch erst um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als er an der Pariser Börse auftauchte. Leute, die ein Interesse an dem Vorleben des Spekulanten hatten, brachten in Erfahrung, daß es einen Maurice Jules Bunau-Varilla überhaupt erst seit dem Jahre 1884 gab, in dem ein gewisser M. J. Varillat von der Regierung die Erlaubnis erhalten hatte, seinen Namen in Bunau-Varilla zu ändern. Dergleichen ist in Frankreich unschwer zu erreichen und oft nichts als ein Ausfluß von Eitelkeit. Hier aber hatte die Namensänderung einen tieferen Grund. Es gibt nämlich in Frankreich Leute, die bei der Nachforschung nach dem Vorleben des Herrn Bunau-Varilla herausbrachten, daß ein Maurice Jules Varillat gegen Ende der siebziger Jahre für längere Zeit von der Bildfläche verschwunden gewesen war, um in einer staatlichen Pensionsanstalt wider Willen seiner Erholung zu leben, in einem jener Institute, in denen geweilt zu haben man sich nicht gerne rühmt.

Als der neugebackene Herr Bunau-Varilla an die Pariser Börse kam, befruchtete Lesseps' großes Unternehmen auf der Landenge von Panama Frankreichs Finanz und Industrie. Herr Bunau-Varilla erkannte alsbald die Bedeutung dieses Unternehmens und wandte ihm sein besonderes Interesse zu, zumal er über dessen Fortschritte besonders gut unterrichtet war. Beim Bau des Kanals war nämlich ein junger Ingenieur namens Philippe Varillat beschäftigt, der wegen seiner Tüchtigkeit einmal für einige Monate vertretungsweise mit der Oberleitung der Bauarbeiten beauftragt worden war. Dieser Ingenieur Philippe Varillat, der Bruder des Pariser Börsenspekulanten M. J. Bunau-Varilla, benutzte die kurze Zeit seiner selbständigen Tätigkeit zur Gründung einer Unternehmerfirma, an der neben zwei anderen dunklen Ehrenmännern die beiden Brüder Philippe Varillat und M. J. Bunau-Varilla selbst beteiligt waren. Philippe Varillat gab aber deshalb seinen Posten nicht etwa auf. Im Gegenteil, er nahm gern die doppelte Arbeitslast auf sich; denn nun war er Auftrag-

geber und Unternehmer in einer Person. Als Bauleiter schloß er mit der Unternehmerfirma einen Vertrag, durch den die letztere Arbeiten bezahlt erhielt, die sie gar nicht geleistet hatte, während die wirklich geleistete Arbeit doppelt vergütet wurde. Als schließlich der Panamakrach eintrat und Frankreich eines Morgens erfuhr, daß es um 1400 Millionen Francs ärmer sei, da liquidierte das edle Brüderpaar sein Unternehmen mit einem Reingewinn von, alles in allem, 50 Millionen Francs. Wie Cornelius Herz und so mancher andere Panamist verlegte auch Herr M. J. Bunau-Varilla aus Gründen der Vorsicht für eine Weile seinen Wohnsitz nach England; da man aber in Frankreich seit jeher nur die kleinen Diebe hängte, so konnte Bunau-Varilla nach einigen Jahren in sein Vaterland zurückkehren, um, wie schon geschildert, die Laufbahn des Zeitungsverlegers einzuschlagen. Auch sein Bruder Philippe Varillat ging unangefochten aus der Affäre hervor; er nahm nun ebenfalls den Namen Bunau-Varilla an, und er sollte sogar in der Geschichte von Panama noch einmal eine Rolle spielen. Seine dort erzielten „Erfolge" und seine genaue Kenntnis der Verhältnisse hatten unter stiller Zustimmung der Washingtoner Regierung gewisse Neuyorker Finanzkreise veranlaßt, sich seine — gut bezahlte — tätige Mithilfe bei der Lostrennung Panamas von Kolumbien zu sichern. Er war der Mann, der im November 1903 für Rechnung der Vereinigten Staaten von Amerika die „unabhängige" Republik Panama „gründete".

Seit M. J. Bunau-Varilla alleiniger Herr im „Matin" war, begann das Blatt sich mit ungeheurem Lärm und einer nie dagewesenen Anmaßung in Szene zu setzen. Er durfte sich das erlauben, ohne in Gefahr eines Konfliktes mit der Regierung zu gelangen; denn Bunau-Varilla wußte sehr wohl, daß eine Unzahl von Deputierten, früheren Ministern und Ministerkandidaten mit beiden Füßen im Panamasumpf gesteckt hatte, und daß infolgedessen so leicht kein Minister wagen würde, gegen ihn, den gefährlichen Mitwisser ihrer dunklen Geschäfte, vorzugehen. Der „Matin" kümmerte sich um alles und jedes; er terrorisierte die Behörden, er durchschnüffelte alle Verwaltungszweige,

und es wurde ihm dabei natürlich nicht schwer, Hunderte von Mißständen aufzudecken. Nach außen hin, vor den Lesern, gebärdete er sich als das uneigennützige Gewissen Frankreichs; aber die Eingeweihten wußten sehr wohl, welche Beweggründe das Blatt und seinen Besitzer leiteten. Der unaufhörliche Lärm sicherte ihm den Zulauf der Masse, so daß die Auflage des Blattes in seiner besten Zeit annähernd eine Million Exemplare erreichte, eine Auflage, die später freilich, als das Gebaren des „Matin“ gar zu offenkundig und seine Anmaßung den besseren und kritischen Elementen des Publikums unerträglich wurde, wieder stark zurückging, so daß er in bezug auf die Größe seiner Verbreitung unter den vier Pariser Massenblättern seit langem an letzter Stelle steht. Im übrigen war er für seinen Besitzer niemals etwas anderes als ein Mittel zum Zweck. F. P. Fischer, einer der deutschen Journalisten, die jahrelang in Paris gelebt haben, und der das schamlose Treiben des „Matin“ aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, nannte ihn vor einigen Jahren in der „Gegenwart“ das Einbruchswerkzeug eines Erpressers und Börsenjobbers, und diese Charakteristik der Zeitung und ihres Besitzers ist nicht zu hart. Daß der „Matin“ das französische Reklamesystem der im redaktionellen Text versteckten Anzeigen virtuos ausbaute, wäre noch kein Grund zu so scharfem Urteil; denn das tun andere Pariser Blätter auch, wenn auch nicht alle mit so großem finanziellen Erfolg. Bunau-Varilla tat Schlimmeres; wiederholt unternahm er mit Hilfe des „Matin“ Raubzüge großen Stils auf die Taschen der französischen Sparer, indem er ganz ordinäre Börsenmanöver inszenierte. Moralische Entrüstung oder aufdringlicher Patriotismus bildeten in solchen Fällen den nur dem Eingeweihten sogleich erkennbaren Vorwand. Eine der schlimmsten Schamlosigkeiten dieser Art war jene äußerlich als offiziöse Note aufgemachte Nachricht, durch die der „Matin“ am 27. April 1905 einen scharfen Kurssturz der französischen Rente verursachte. Alle Welt war damals über die marokkanische Angelegenheit beunruhigt, und die Pariser Börse sah in der Meldung des „Matin“ über diese Frage, die unverkennbar einen drohenden Ton gegen Deutschland anschlug, eine

Auslassung Delcassés, der damals das Ministerium des Auswärtigen leitete. Drei angesehene deutsche Blätter, die „Kölnische Zeitung", die „Münchner Neuesten Nachrichten" und die „Hamburger Nachrichten", nagelten dieses Gebaren des „Matin" gebührend fest, und das Blatt hatte noch die Frechheit, diese drei Zeitungen wegen Beleidigung und auf Schadenersatz zu verklagen. Selbstverständlich wurde der „Matin" in allen Prozessen und Instanzen abgewiesen. In der in Frankreich anhängig gemachten Untersuchung war nämlich zweifelsfrei festgestellt worden, daß Bunau-Varilla die fragliche Auslassung eigenhändig verfaßt hatte, nur zu dem Zweck, einen heftigen Kurssturz der französischen Rente hervorzurufen, an dem er sicherlich einen Riesenprofit gemacht hatte.

Das ist nur einer aus der großen Zahl von Raubzügen, die Bunau-Varilla im „Matin" unternommen hat. Selbst der Credit Lyonnais, Frankreichs bedeutendste und angesehenste Großbank, mußte vor Herrn Bunau-Varilla die Segel streichen. Die Bank, vom „Matin" angegriffen, hielt es unter ihrer Würde, sich mit diesem Schandblatt einzulassen, und schwieg auf die Anrempelungen. Bunau-Varilla rächte sich, indem er die Aktien des Credit Lyonnais aus seinem Kurszettel strich. Anfangs lachte man in der Bank darüber; als sich aber beim Credit Lyonnais die Briefe erstaunter Aktionäre, die den „Matin" lasen, in unheimlicher Weise häuften, und als die Direktoren aus diesen Anfragen die Macht des publizistischen Wegelagerers erkannten, blieb ihnen nichts anderes übrig, wollten sie die Aktionäre nicht beunruhigen, als sich mit dem „Matin" zu einigen. Schamlos war auch sein Vorgehen gegen den verstorbenen Belgierkönig Leopold II. Im Jahre 1904 hatte Bunau-Varilla gegen den König eine Preßkampagne eingeleitet, nur zu dem Zweck, um von ihm eine Konzessionsverlängerung für die Belgische Kongo-Eisenbahngesellschaft zu erpressen, in deren Aufsichtsrat Bunau-Varilla saß, und an der der Ehrenmann weiterhin Unsummen durch Börsenmanöver zu verdienen gedachte, nachdem er schon vorher durch geschickte Manipulationen dem französischen Kapitalistenpublikum mit Hilfe dieses wilden Spekulationspapiers Millionen abgenommen hatte. Bunau-

Varilla hatte sich, wie ein ehemaliger „Matin“-Redakteur vor Gericht aussagte, laut gebrüstet, er werde König Leopold binnen vierzehn Tagen zum Selbstmord oder zur Abdankung zwingen. Der kluge Leopold tat ihm zwar nicht diesen Gefallen, aber er gab die Unterschrift für die Konzessionsverlängerung, worauf der „Matin“ sofort seine Angriffe einstellte. Die Fortsetzung der diesbezüglichen Artikelreihe, die mit großem Tamtam angekündigt worden war, ist nie erschienen.

Dieses schamlose Treiben hat der „Matin“ stets mit vordringlichem Patriotismus verbrämt, und unter den großen Pariser Blättern gab er seit langem den hetzerischen, chauvinistischen Ton an. Bunau-Varilla wußte, was er tat, und diese Spekulation auf die politischen Leidenschaften des französischen Volkes, insbesondere auf die breite Masse von Paris, erreichte restlos ihren Zweck. Er wirkte damit den besonnenen Elementen entgegen, die auf eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich hinarbeiteten, und er bereitete so, ohne daß ihm an diesem Ziel etwas gelegen gewesen wäre, den Boden vor, aus dem beim Ausbruch des Krieges der wütende Deutschenhaß mit anscheinend elementarer Gewalt hervorwucherte. Die pöbelhafte Tonart des „Matin“ wurde aus Konkurrenzgründen von der übrigen Presse nachgeahmt, und der französische Zeitungsleser weiß in seiner großen Masse noch heute nicht, daß der ihm eingeträufelte Haß gegen den deutschen Gegner zum großen Teile nichts anderes ist, als ein Mittel zum Zweck der immer weitergehenden Bereicherung Maurice Jules Bunau-Varillas, dieses übelsten Panamisten und gefährlichsten Erpressers von ganz Frankreich.



„Nowoje Wremja."

Es wirkt wie eine Ironie, daß der „Nowoje Wremja"*), deren Titel „Neue Zeit" bedeutet, alsbald nach dem Anbruch der neuen Zeit in Rußland das Lebenslicht ausgeblasen worden ist. Schon nach dem Ausbruch der Revolution verlor sie den festen Boden unter den Füßen, obwohl der Kriegsminister der Ersten Provisorischen Regierung A. J. Gutschkow zu ihren Aktionären gehörte. Denn das Blatt, das bis zuletzt den russischen Nationalismus und den Zarismus in Reinkultur verkörpert, das sogar einem Purischkewitsch, dem geistigen Führer der Schwarzen Hundert, nahegestanden hatte, hatte es begreiflicherweise nicht leicht, sich von einem Tage zum andern der Wendung der Dinge anzupassen, und der politische Eiertanz, den die „Nowoje Wremja" in den ersten revolutionären Frühlingswochen von 1917 vollführte, war bisweilen possierlich anzusehen. Je weiter das Schwergewicht der Revolution nach links rückte, um so unlustiger schien das Blatt die neuen Verhältnisse mitzumachen, und unter Kerenskis Diktatur gehörte es bereits zur Opposition. Der Sieg Lenins und Trotzkis wurde der „Nowoje Wremja" zum Verhängnis; die bolschewistische Regierung machte mit ihr kurzen Prozeß und unterdrückte sie, ebenso wie die „Rjetsch" und alle anderen Kadetten- und Oktobristenblätter. Einzelne von diesen Zeitungen, wie z. B. die „Birschewija Wjedomosti", wurden einfach von der Regierung der Volkskommissare beschlagnahmt, und in ihren Druckereien wurden neue maximalistische Organe hergestellt. Die übrigen erschienen unter

*) Eigentlich, da das russische Hauptwort sächlichen Geschlechts, das Nowoje Wremja. Hier ist aber, nachdem er sich in Deutschland irrigerweise eingebürgert hat, der weibliche Artikel beibehalten.

anderen Namen weiter, wurden zum Teil abermals unterdrückt und nahmen wiederum einen neuen Titel an. Jedenfalls ist die „Nowoje Wremja“, die neben der „Rjetsch“ und dem Moskauer „Rußkoje Slowo“ so lange eines der führenden Blätter Rußlands war, und die im Auslande größere Beachtung fand als irgendein anderes russisches Organ, heute von der Bildfläche verschwunden; sie ist untergegangen in dem großen Chaos, das das alte Rußland verschlungen hat, und man kann nur sagen, daß ihr Untergang wie ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit wirkt. Denn keine andere Zeitung des einstigen Zarenreiches hatte sich mit gleich schwerer Schuld beladen, wie die „Nowoje Wremja“; Jahrzehnte hindurch war sie das willige Werkzeug des Absolutismus und Panslawismus; sie schürte den Deutschenhaß in Rußland mit wahrem Feuereifer, und die unheilvolle Verhetzung der beiden, anderthalb Jahrhunderte hindurch befreundet gewesenen Nationen war zu einem guten Teil ihr Werk. Sie hat nicht geruht, bis der Krieg entfesselt war, der nach ihrem Wunsch und Willen Rußland bis an die Dardanellen und an die Weichselmündung bringen sollte. Daß es so ganz anders kommen würde, hat sie gewiß nicht geahnt.

Die „Nowoje Wremja“ ist im Jahre 1869 von A. S. Suworin gegründet, der in seiner Jugend ein kleiner Journalist ohne nennenswerte Mittel war. Aber er hatte eine gewandte Feder und besaß einen sicheren geschäftlichen Blick. Außerdem kannte er die russische Volksseele und wußte, wie sie zu gewinnen war. Seinem Zeitungsunternehmen gliederte er einen Verlag russischer illustrierter Werke und Klassiker an, der Filialen in Moskau, Charkow und Odessa unterhielt. Etwa von der Zeit des russisch-türkischen Krieges an gewann das Blatt größere Bedeutung. Der seither immer mächtiger sich regende Panslawismus fand in Suworin einen überzeugten Anhänger, und dieser Prophet des großrussischen Nationalismus und Imperialismus folgte bei seinem Bestreben, in der „Nowoje Wremja“ das Blatt zu schaffen, in dem sich der echt russische Geist widerspiegeln sollte, nur seiner innersten Ueberzeugung. Damit erwarb sich Suworin Freunde und Anhänger in allen Kreisen der russischen Intelligenz und des Beamtentums bis hinauf zu den höchsten Würdenträgern, und da er die Gabe

7*

besaß, überall Verbindungen anzuknüpfen, so reichte sein Einfluß bald bis in die Paläste der Großfürsten. Trotzdem ging die „Nowoje Wremja" mit der Regierung, deren eigentliches Organ die „Rossija" war, keineswegs durch dick und dünn. Von ihrem ursprünglich national-demokratischen Standpunkt aus scheute sie sich keineswegs, auf das energischste auch gegen die Regierung Stellung zu nehmen, wenn ihr deren Politik im großrussischen Sinne irrig und verhängnisvoll erschien. So bekämpfte Suworin auf das heftigste Rußlands ostasiatische Politik und bezichtigte die Zarenregierung unverhohlen der Schuld an der Niederlage im Kriege mit Japan. Die „Nowoje Wremja" blieb auch keineswegs von den Repressalien verschont, mit denen die Regierung von jeher gegen die Presse des Landes vorging, sobald ihr irgendeine Aeußerung unbequem wurde. So manche andere Zeitung wurde dadurch ruiniert; denn die Geldbußen gingen in einem Jahre oft in die Zehntausende von Rubeln. Der „Nowoje Wremja" schadeten diese Maßregelungen nichts; sie nahm dem Fiskus die Strafsummen im Inseratenteil mit Zins und Zinseszins in Gestalt der behördlichen Anzeigen wieder ab, die die Regierung dem Blatte nicht entziehen wollte, da es das führende Organ aller regierungstreuen Kreise von Petersburg war, sowohl der Kaufleute und Industriellen wie der Künstler, Literaten und Gelehrten. Diese behördlichen Anzeigen machten alljährlich Hunderttausende von Rubeln aus und die „Nowoje Wremja" zu einem glänzenden Geschäft. Infolgedessen konnte sie sich einen erlesenen Stab von Mitarbeitern leisten, und die Intellektuellen schätzten die Zeitung in erster Linie wegen der Unabhängigkeit der Federn, die in ihr zu Worte kamen. Der Stab der Mitarbeiter liebte es, sich eine publizistische „Republik" zu nennen; denn Suworin vermied es, sie zu beeinflussen. Das hatte aber auch seine Nachteile; denn es kam oft genug vor, daß das Blatt sich in derselben Nummer widersprach, und daß im Leitartikel das Gegenteil der Ansicht vertreten wurde, die auf der zweiten Seite ein anderer Mitarbeiter kundgab. Der bedeutendste unter ihnen war M. Menschikow. Er schrieb seine Artikel bis in die Tage der Revolution, und wenn sie auch gewöhnlich eine für westeuropäische Verhältnisse beinahe unerträgliche

Länge hatten, so wurden sie doch gern gelesen, einmal, weil er als Rußlands glänzendster Publizist gilt, dann aber auch, weil der Russe von Natur aus zu breiter, ruhiger Beschaulichkeit neigt, und zu allem und jedem, so auch zu seiner Lektüre, stets unbändig viel Zeit hat. Menschikow war immer glänzend bezahlt und verdiente wohl 50 000 Rubel im Jahre. Für so viel Geld wurde es ihm auch nicht schwer, allmählich seine einstigen liberalen Ideen zu verleugnen und zu einem überzeugten Nationalisten zu werden. Solche Leute konnte Suworin gebrauchen, der alle reaktionären Maßnahmen der Regierung in seinem Blatte guthieß und unterstützte. Plehwe, Stolypin und alle anderen reaktionären Machthaber aus der Zeit des Zarismus konnten sich stets auf die „Nowoje Wremja" verlassen, die damit freilich nur den Anschauungen ihres Leserkreises entgegenkam. Zu ihm gehörten alle leitenden Persönlichkeiten in Heer, Marine, Verwaltung und Geistlichkeit, nicht zu vergessen die Großgrundbesitzer, die von jeher stockrussisch und die größten Rückschrittler im Zarenreiche gewesen sind.

Durch seine persönlichen Beziehungen zu den führenden Männern wurde Suworins Macht immer größer. Denn er tat tiefe Einblicke in die dunklen Schleichgänge der Regierung und der Hofkreise; er wußte zu viel, und die Regierung konnte schließlich nicht mehr ernstlich gegen ihn Stellung nehmen, selbst dann nicht, wenn die „Nowoje Wremja" ihr, was keineswegs selten vorkam, sehr unbequem wurde. Dafür zog er mit den zaristischen Machthabern in anderen Dingen wieder am selben Strang; alle Drangsalierungen der Juden, Polen und Finnen wurden von Suworin gutgeheißen, und die immer deutschfeindlicher werdende russische Politik war ganz nach dem Herzen der „Nowoje Wremja", die auch nach Beseitigung der früheren Reibungsflächen Englands Streben nach Anbahnung intimerer Beziehungen zu Rußland eifrig unterstützte. Eine solche Haltung entsprach ja auch nur dem Deutschenhaß, der der hervorstechendste Zug in der von der „Nowoje Wremja" befürworteten Politik war und blieb. Jedenfalls war das Zustandekommen der Annäherung zwischen dem alten Zweibund und England nicht allein ein Werk der Diplomaten, sondern auch dieses bedeutenden

und einflußreichen Organs. Denn in Fragen der Auslandspolitik hatte keine andere Zeitung auch nur annähernd eine so große Geltung, wie die „Nowoje Wremja", obwohl sie kaum je mehr als 75 000 Abonnenten gehabt hat. In dieser Hinsicht war sie den „Times" zu vergleichen; denn wenn ihre Auflage auch verhältnismäßig klein war, so war es doch ein erlesener Kreis, der die „Nowoje Wremja" las, die so ganz von selbst das Vorbild für die übrige Presse des Zarenreichs bildete.

Nach dem Tode des alten Suworin folgten ihm seine beiden Söhne in der Leitung des Blattes. Aber keiner von ihnen besaß nur annähernd die geistige Bedeutung und Geschicklichkeit des Vaters; es kam hinzu, daß der eine seiner Gesinnung nach mehr nach links neigte, während der andere das Blatt ins extrem-reaktionäre Fahrwasser zu steuern bemüht war. Dabei konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß die Zeitung zurückging und ihren Einfluß auf die Regierungskreise mehr und mehr einbüßte. Da die beiden Brüder ein schlimmes Ende voraussahen, so brachten sie im Herbst 1912 ihr Unternehmen in eine neu gegründete Aktiengesellschaft ein, deren Anteile von einem Finanzkonsortium übernommen wurden, an dessen Spitze Lord Northcliffe stand. Einen erheblichen Teil der Aktien übernahm der schon erwähnte, sehr reiche Historiker A. J. Gutschkow, der der Präsident der ersten Duma gewesen war, und der als Führer der Oktobristen großen politischen Einfluß besaß, obwohl er der letzten Duma, bei deren Wahlen er durchgefallen war, nicht mehr angehörte. Gutschkow wurde nun der geistige Leiter der „Nowoje Wremja", während die finanzielle Oberleitung in die Hände Lord Northcliffes überging. So wurden beispielsweise größere Rechnungen für die Lieferung von Maschinen an die Druckerei der „Nowoje Wremja" nicht mehr in Petersburg, sondern in London bezahlt. Merkwürdigerweise ist der Besitzwechsel seinerzeit in Deutschland völlig unbeachtet geblieben, während beispielsweise in der Pariser Presse darauf hingewiesen wurde. Jedenfalls hatte der Besitzer der „Times" und der „Daily Mail" fast zwei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges die Kontrolle über die bedeutendste russische Zeitung an sich gebracht, und wenn die

„Nowoje Wremja“ in ihrer deutschfeindlichen Haltung auch kaum noch eine Verschärfung eintreten zu lassen brauchte, so ist es doch für den Gang der politischen Ereignisse in der letzten Zeit vor dem Kriege sicherlich nicht bedeutungslos gewesen, daß dieses führende russische Blatt nunmehr im Dienste Englands stand. Ueberdies bediente sich die russische Regierung für die Vorbereitung ihrer politischen Pläne auch ihrerseits weiterhin der „Nowoje Wremja“, indem sie beispielsweise Herrn Gutschkow gewisse Einblicke in die Geheimnisse der hohen Politik tun ließ, damit sein Blatt die Pläne geschickt und unauffällig unterstützen konnte, was der „Nowoje Wremja“ angesichts ihrer Gesinnung nicht eben schwer fiel. Ihr Ton gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn wurde nur noch herausfordernder und anmaßender, und als die Ssasonow und Suchomlinow den Krieg schließlich durchgesetzt hatten, unterschied sich die Schreibweise des Blattes in nichts mehr von der der ordinärsten Pariser und Londoner Hetzblätter.

Obwohl eigentlich ganz Rußland, ausgenommen nur die schwärzeste Orthodoxie, das Beamtentum und die Kreise um die Schwarzen Hundert, die Revolution erstrebte, wollte doch jede Partei etwas anderes.. Gutschkow und Miljukow, die Führer der Oktobristen und der Kadetten, wollten beileibe keine soziale Revolution; sie wollten nur den Zaren loswerden, bei dem sie Sonderfriedensabsichten befürchteten, und sie wollten an seiner Stelle nur einen ihnen willfährigeren Kaiser, um, ganz im Banne Englands, den Krieg bis zur Eroberung Konstantinopels fortzusetzen. Das russische Volk aber wollte in seiner erdrückenden Mehrheit den Frieden. Diese Binsenwahrheit hatten die beiden genannten politischen Führer nicht begriffen, ebensowenig, wie sie nach ihnen Kerenski begriffen hat. Dieser Verkennung der wahren Volksstimmung allein ist Rußlands chaotischer Zusammenbruch zuzuschreiben, in dem mit allen anderen wirtschaftlichen Werten des Landes auch seine bedeutendste Zeitung untergegangen ist.



„The Times.“

Niemals hat in einem Lande eine Zeitung so großes und überragendes Ansehen genossen, wie in England die „Times“. Nicht ehrwürdiges Alter hat den „Times“ diese Geltung verschafft; denn es gibt ältere Zeitungen im Vereinigten Königreich. Das Blatt hat sich seinen Rang auch nicht durch Lärm, Geschrei oder Sensation erworben; derlei Mittel haben die „Times“ seit jeher verschmäht. Noch weniger hat die Zeitung auf Regierungsprotektion Wert gelegt; sie hat im Gegenteil zu allen Zeiten ihre Unabhängigkeit zu wahren gewußt, sich auch nie zum Sprachrohr einer Partei hergegeben. Was das Blatt groß gemacht und ihm seinen überragenden Rang als Weltblatt gesichert hat, das war die eigene Leistung, war die zielbewußte Arbeit seiner Besitzer, einer Verlegerdynastie, die Generationen hindurch die Leitung des Unternehmens fest in der Hand hielt, war der Scharfblick, den diese Besitzer bei der Auswahl der Redakteure und Mitarbeiter bewiesen, war, sicherlich nicht zuletzt, der Persönlichkeitswert dieser geistigen Leiter, die gewissermaßen Fürsten ihres Standes waren, und um deren Gunst selbst gekrönte Häupter oft vergeblich gebuhlt haben.

Geltung und Ansehen der „Times“ blieben sich freilich nicht zu allen Zeiten ihrer Geschichte gleich. Wie im Leben eines Staatswesens Perioden des Aufstieges mit solchen des Niederganges abwechseln, so hatten auch die „Times“ Höhepunkte ihrer Entwicklung und Zeiten des Rückganges. Diese Perioden lassen sich deutlich verfolgen, und sie lassen nicht minder klar erkennen, wie das Ausscheiden einer überragenden Intelligenz aus der Leitung des Blattes genügte, um eine absteigende Entwicklung einzuleiten.

Die Geschichte der „Times“ während des letzten Menschenalters hat auch gezeigt, daß auf die Dauer selbst das größte Unternehmen rapid bergab geht, daß das höchste Ansehen schließlich vertan wird, wenn die Zügel der Leitung am Boden schleifen, wenn an der Spitze eine Persönlichkeit fehlt, die den Geist der Zeit begreift, und wenn die Leitung ihre Aufgabe schon erfüllt sieht, indem sie nur die ruhmreiche Ueberlieferung pflegt.

Der Begründer der „Times“, John Walter, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte, war weder Buchdrucker noch Journalist. Er betrieb das Schiffsversicherungsgeschäft, verlor aber dabei sein ganzes Vermögen, da eine große Zahl der von ihm versicherten Fahrzeuge von den Franzosen gekapert wurde. Nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, lernte er zufällig einen Schriftsetzer namens Johnson kennen, der sich im Besitz eines Patents für eine bedeutende Vereinfachung der Schriftsetzerei befand. Johnson war dazu übergegangen, statt einzelner Typen ganze Wörter zu setzen, die in sehr großer Zahl fertig gegossen waren, wodurch viel Zeit erspart wurde. Seine Erfindung leuchtete Walter ein; die beiden kauften eine Druckerei und ließen eine neue Zeitung erscheinen, deren erste Nummer am 13. Januar 1783 unter dem Namen „London Daily Universal Register“ herauskam. Aber die Zeitung war Nebenzweck; den Besitzern kam es nur darauf an, ihre Druckerei ausreichend zu beschäftigen und gleichzeitig für ihr neues Setzverfahren Propaganda zu machen, auf das denn auch an der Spitze jeder Nummer eigens hingewiesen wurde. Einige Jahre später wurde der Titel in „The Times or Daily Universal Register“ verändert, und seit dem Jahre 1788 hieß die Zeitung nur noch „The Times“. In den ersten zwanzig Jahren seines Bestehens blieb das Blatt unbedeutend; Johnson hatte sich von Walter alsbald wieder getrennt, und der letztere legte den Hauptwert auf die technische Ausgestaltung der Druckerei. Von dem Johnsonschen Verfahren ging er später wieder ab, da der Ueberblick über die große Zahl gegossener Worte, die in die Tausende ging, zu schwierig war. Statt dessen ließ er einzelne Silben und

oft wiederkehrende Wortstämme und Endungen gießen, wodurch das Verfahren vereinfacht und praktisch brauchbarer wurde.

Erst sein Sohn, der gleichfalls John Walter hieß, und der im Jahre 1803 die Leitung übernahm, sicherte der Zeitung einen bedeutenden Aufschwung, zunächst dadurch, daß er den technischen Betrieb weiter vervollkommnete. Als zwei Deutsche, Friedrich König und Andreas Friedrich Bauer, die mit Dampf getriebene automatische Schnellpresse erfunden hatten, ließ sich John Walter der Jüngere sofort von ihnen zwei Dampfpressen bauen, auf denen am 29. November 1814 zum ersten Male die „Times" gedruckt wurden. Mit dem technischen Fortschritt ging der innere Ausbau des Blattes Hand in Hand. Walter hörte auf, die Regierung zu unterstützen, und machte unabhängig von den politischen Parteien seine eigene Politik, was den „Times" Schikanen und Verfolgungen aller Art eintrug. Eine Zeitlang durfte er nicht einmal die Regierungspostdampfer für die Beförderung der von ihm ausgesandten Korrespondenten benutzen, welche Maßnahme ihren Zweck, den „Times" das Lebenslicht auszublasen, aber verfehlte, da Walter eigene Schiffe ausrüsten ließ, die noch schneller waren, als die der Regierung, so daß sein Nachrichtendienst den aller anderen Zeitungen schlug. Er hatte überhaupt begriffen, daß die Bedeutung einer Zeitung in erster Linie von dem Wert ihres Nachrichtendienstes abhängt, und diesen immer weiter zu verbessern, blieb sein vornehmstes Bestreben. Dazu dienten ihm neben seinen eigenen Schiffen besondere Eilboten und Staffetten; in allen Ländern beschaffte er sich Korrespondenten, und zur Beschleunigung des Nachrichtendienstes aus Indien richtete er zwischen Suez und Alexandrien sogar eine eigene Kamelpost ein, die erst nach der Fertigstellung des Suezkanals einging.

Eine der hervorragendsten Eigenschaften des jüngeren Walter war seine Menschenkenntnis und sein sicherer Blick für die Eignung bestimmter Persönlichkeiten im Dienste seines Unternehmens. Aus dieser Eigenschaft heraus veranlaßte er im Jahre 1840 einen jungen Oxford-Studenten, einen Iren, namens John Delane, in die Redaktion der

„Times“ einzutreten. Der Dreiundzwanzigjährige hatte journalistisch noch so gut wie nichts geleistet und lediglich ein paar Aufsätze geschrieben; er war jedoch ein junger Mann von ungemein beweglichem Geist, von Zielsicherheit, untrüglichem Blick für Aktualität und gefestigtem Charakter, Eigenschaften, die John Walter in ihm eine bedeutende Zukunftshoffnung sehen ließen. Er hatte sich in seiner Wahl auch nicht getäuscht; der junge „Times“-Redakteur bewährte sich so, daß Walter ihm bereits nach einem Jahre, als der Leiter des Blattes starb, die Chefredaktion anvertraute. 36 Jahre hindurch, von 1841 bis 1877, stand John Delane an der Spitze der „Times“; unter seiner genialen Leitung erreichte das Blatt den Gipfel seiner Entwicklung und seines Ansehens. Nie hat England einen bedeutenderen Zeitungsmann gehabt, und kein anderer Journalist hat je in der Welt größeren Einfluß ausgeübt, als Delane. Seine einzigartige Bedeutung beruhte auf dem Umstande, daß er nichts als Redakteur sein wollte, daß er weder den Ehrgeiz hatte, Verleger noch Minister zu werden, obwohl ihm von Lord Palmerston der Eintritt ins Kabinett wiederholt angeboten wurde. Nicht einmal ins Unterhaus ließ er sich wählen; er wäre hier nur einer von Hunderten gewesen, und Delane wollte nichts sein als der Chefredakteur der „Times“. Seine Verbindungen waren unbegrenzt; er unterhielt vertraute Beziehungen zum Hofe so gut wie zur Regierung, zu den einflußreichsten Parteihäuptern und den führenden Persönlichkeiten der englischen Geisteswelt, der Finanz und des Wirtschaftslebens. Diese Beziehungen pflegte er durch regen persönlichen Verkehr, zu dem er stets Zeit fand; in der Redaktion der „Times“ erschien er erst spät abends in der elften Stunde und arbeitete dort, bis um 5 Uhr in der Frühe das Blatt in Druck ging. Er hatte die Zeitung so organisiert, daß er tagsüber im Betriebe nicht nötig war; trotzdem kümmerte er sich um jede Kleinigkeit des vielgestaltigen Betriebes, rügte den kleinsten stilistischen Verstoß in der untergeordnetsten Lokalnotiz und erzielte jene unbeirrbare Zuverlässigkeit, die den Ruf der „Times“ als des sorgfältigst redigierten und gesetzten Blattes der Welt begründete. Als mit der im Jahre 1855 erfolgten Begründung des

„Daily Telegraph" die Penny-Blätter aufkamen, hielten sich die „Times" in Bezug auf die Höhe ihrer Auflage zwar nicht mehr an der Spitze aller englischen Blätter; denn die „Times"-Auflage hatte auch unter Delane 60 000 Exemplare nie erheblich überstiegen, aber ihre überragende Bedeutung blieb im wesentlichen ungeschmälert, solange Delane an der Spitze stand.

Nach seinem Tode im Jahre 1879 begann das Blatt jedoch zurückzugehen; die Auflage fiel rasch, zumal John Walter der Zweite schon 1847 gestorben war und sein Sohn, der Dritte des Namens, nicht die hervorragenden Eigenschaften des Vaters besaß. Ihm folgte im Jahre 1894 Arthur Fraser Walter, der vierte Sproß dieser Zeitungsdynastie, gleichfalls kein Mann von besonderen geschäftlichen Gaben. Unter seiner Leitung machte der geschäftliche Rückgang des Unternehmens so beängstigende Fortschritte, daß der Verlag der „Times" sich genötigt sah, zur Erweiterung des Leserkreises einen Bücherklub ins Leben zu rufen, der den Abonnenten neue Bücher zu einem lächerlich niedrigen Preise lieferte. Der Versuch schlug aber fehl; der Bücherklub verschlang gewaltige Summen, und die Familie Walter sah sich, im Jahre 1908, schließlich genötigt, das Blatt zu verkaufen. Dieser Verkauf der „Times" wurde zu einem Kampf um die Macht zwischen Cyril Arthur Pearson, dem Besitzer des „Daily Expreß" und des „Standard", und Lord N o r t h c l i f f e. Der Streit, der vor zehn Jahren in England viel Staub aufwirbelte und durch die Gerichte entschieden werden mußte, war dadurch entstanden, daß durch die häufige Erbteilung in vier Generationen der Familie Walter schließlich mehr als hundert Teilhaber des Unternehmens vorhanden waren, die nach den testamentarischen Vorschriften des ersten Walter zwar keinen Einfluß auf Leitung und Haltung des Blattes hatten — die Oberleitung blieb stets dem ältesten Sohn —, die aber bei der Veräußerung ihrer Geschäftsanteile nunmehr voneinander verschiedene Tendenzen verfolgten. Arthur Pearson, damals Lord Northcliffes schärfster Mitbewerber in seinem Bestreben, der mächtigste Mann im englischen Zeitungswesen zu werden, glaubte sich zu Anfang des Jahres 1908 bereits im sicheren Besitz des alt-

berühmten Organs, unterlag aber in dem Prozeß, den ein Teil der Anteilseigner angestrengt hatte, um die „Times“ im Besitz der Familie Walter zu erhalten, und mußte vor Lord Northcliffe die Segel streichen. Gemeinsam mit Lord Rothschild und Lord Cromer begründete Northcliffe mit einem Kapital von 15 Millionen Mark eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, in die die „Times“ eingebracht wurden. Arthur Fraser Walter und die zu ihm haltenden bisherigen Anteilseigner wurden Teilhaber der neuen Gesellschaft, in der jedoch Lord Northcliffe als Hauptaktionär ausschlaggebenden Einfluß hat. Arthur Fraser Walter erhielt den Dekorationsposten des Aufsichtsratsvorsitzenden. Er starb im Jahre 1910; sein Sohn John Walter, der bis dahin Korrespondent der „Times“ in Madrid gewesen war, trat an seine Stelle. Unlängst hieß es, die „Times“ seien an zwei Großkapitalisten verkauft worden, deren einer Sir John Ellerman, einer der reichsten Schiffsreeder der Welt ist. Aber es handelt sich bei diesem Verkauf sicherlich nur um Anteile der Minorität; Lord Northcliffe denkt nicht im Traume daran, das Weltblatt, das bedeutsamste Werkzeug seiner Macht, aus der Hand zu geben. Unter seiner Leitung nahmen denn auch die „Times“ geschäftlich einen raschen Aufschwung; äußerlich unverändert, wurde der für die kleine Auflage viel zu gewaltige Betrieb durch das Hineinbeziehen des Blattes in den Northcliffe-Konzern bedeutend verbilligt, und als kurz vor dem Kriege die Zeitung Penny-Blatt wurde, stieg auch die Auflage ganz bedeutend und hat schließlich 140 000 Exemplare erreicht. Die auch die englische Presse schwer beeinträchtigende Papiernot hat aber jetzt die „Times“ gezwungen, die tägliche Auflage auf 120 000 Exemplare zu begrenzen und den Verkaufspreis wieder auf drei Pence zu erhöhen.

Seit Generationen bildete die Deutschfeindlichkeit der „Times“ ihre Eigenart. Schon unter Delane trat diese Haltung im Gegensatz zur ganzen übrigen englischen Presse auffällig hervor, und wie unliebsam diese Deutschfeindlichkeit damals empfunden wurde, das geht aus einem Schreiben der Königin Viktoria vom 25. Oktober 1861 hervor, das an Lord Palmerston gerichtet war, und in dem die Königin darüber Klage führte, daß die „Times“ alles Deut-

sche angreifen, in den Schmutz ziehen und, besonders alles Preußische, beleidigen. Erreicht hatte die Königin mit dieser Beschwerde ebensowenig, wie mit ihrem unmittelbar an die „Times“ gerichteten Schreiben, das am 6. April 1864 abgedruckt wurde, und in dem die Königin Stellung gegen die unfreundliche Kritik des Blattes an ihrer Person und am Prinzgemahl Albert nahm. Die „Times“ blieben durch die Jahrzehnte hindurch ihrer Animosität gegen Deutschland treu, und nur in einzelnen Fällen änderte das Blatt, sofern es ihm politisch dienlich erschien, seine Haltung, beispielsweise im Dezember 1870, als es unter scharfen Ausfällen gegen französische Ländergier und Unverschämtheit den Wunsch aussprach, das großherzige, friedliebende und aufgeklärte deutsche Volk möge sich national einigen und statt des leichtsinnigen, ehrgeizigen und streitsüchtigen Frankreich die Führung auf dem Kontinent übernehmen.

Seit dem Tode der Königin Viktoria, namentlich aber seit der Verschlechterung der Beziehungen zwischen den beiden Nationen hat man jedoch solche Anschauungen in den „Times“ vergeblich gesucht; im Gegenteil, die Haltung des Blattes wurde immer feindseliger, und es schreckte, wenn es galt, Deutschland etwas am Zeuge zu flicken, auch vor den bösartigsten Verleumdungen nicht zurück. So brauchte es, nachdem es in Lord Northcliffes Besitz übergegangen war, seine Haltung nicht erst zu ändern; es blieb, was es war, Deutschlands erbitterter Gegner. Seine deutschfeindliche Haltung färbte zusehends auch auf die übrige konservative Presse Englands ab, und seine hohe Geltung in der ganzen Welt bildete eine der wesentlichsten Ursachen der Verbreitung des Deutschenhasses nicht nur in den englischsprechenden Ländern, sondern auch im übrigen Ausland, wo die Nachrichten und Meinungsäußerungen der „Times“ bis zum heutigen Tage aufmerksamster Beachtung sicher sind. Und man kann sagen, daß die „Times“ zwei Menschenalter hindurch daran gearbeitet haben, die beiden großen Nationen miteinander zu verfeinden, die in gemeinsamem Wirken hätten berufen sein können, der Welt auf unabsehbare Zeiten die Segnungen des Friedens und der Zivilisation zu erhalten.




Weitere Schriften von Moritz Loeb:
Eduards unselige Erben
Die Kriegshetzer
31 ganzseitige Bildnisse. Preis M. 1.50
In diesem sensationellen Buche, das innerhalb Jahresfrist 4 Auflagen erlebte, schildert der Verfasser in packend geschriebenen Aufsätzen das unheilvolle Wirken der bezahlten Kreaturen Eduards VII., des Vaters der Einkreisungspolitik, und wirft überraschende Streiflichter auf das dunkle Privatleben dieser gewissenlosen Volksmörder.
Unter dem Titel
Schürer des Weltbrandes
19 ganzseitige Bildnisse. Preis M. 2.—
erschien eine allseitig erwartete Fortsetzung obigen Werkes, in welchem jene Persönlichkeiten beleuchtet werden, die, ohne eine führende Rolle im politischen Getriebe der letzten Jahre zu spielen, durch schmutzige Minierarbeit hinter den Kulissen den Krieg förderten, ferner solche, denen erst im Laufe des Krieges eine leitende Stellung bei unseren Feinden zugefallen ist.
Die beiden Bücher wurden vom Kgl. Preuß. Kriegsministerium zum Zwecke der Aufklärung über die Vorgeschichte des Krieges zu weitester Verbreitung im Heere empfohlen.
Haas & Grabherr, Verlag, Augsburg


Zur Aufklärung über unseren
Erzfeind England
erschien im gleichen Verlag die interessante Schrift:
Die englische Krankheit
Von Georg Widenbauer
Preis M. 1.—
Auf Grund geschichtlicher Tatsachen schildert der Verfasser Englands wahren Charakter. Wie eine unheimliche Seuche untergräbt das gemeine politische Ränkespiel dieses anmaßenden Inselvolkes alle Staatsgebilde der Welt. Was Deutschland von einem unbesiegten England zu erwarten hat, ist erschreckend. Diese Schrift sagt es uns und zeigt uns die ungeheure Bedeutung der gegenwärtigen Entscheidungskämpfe.
Seit den ersten Kriegstagen erscheint im gleichen Verlag:
Der Weltkrieg 1914
Reich illustrierte Kriegszeitung
Redigiert von Dr. Hans Rost
Preis pro Nummer 15 Pfg.
Ueberaus reicher Bilderschmuck, populäre Schreibweise und billiger Preis machen die nach amtlichen Quellen und privaten Berichten sorgfältig bearbeitete Zeitschrift, von der bereits drei komplette Bände vorliegen, zu einem
vorzüglichen Geschichtswerke für das Volk,
das sich schnell überall Eingang verschafft hat und sich großer Beliebtheit erfreut.
Haas & Grabherr, Verlag, Augsburg